

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

129. Jg. 24./25. September 2022 / Nr. 38

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, 2063

Wenn Brot am Abend nur noch Abfall ist

Trotz Engpässen bei Getreideversorgung und steigender Lebensmittelpreise landen riesige Mengen an Backwaren im Müll. Verschiedene Ansätze wollen das ändern. **Seite 25**



Bastion des Glaubens im Land der Heiden

Vor 1200 Jahren kamen die ersten Mönche nach Corvey. Im heidnischen Sachsenland sollten sie eine Bastion des Glaubens errichten. Von den Anfängen kündet noch das karolingische Westwerk. **Seite 20/21**



Sie suchte die Kleider der Queen aus

Queen Elizabeth II. war für ihre farbenfrohen Kostüme bekannt. Verantwortlich zeichnete dafür ihre langjährige Schneiderin Angela Kelly. Im Jahr 2000 „rettete“ sie eine Papstaudienz. **Seite 5**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Weil sein Arzt ihm dringend abrät, wird Papst Franziskus in absehbarer Zeit nicht nach Kiew oder Moskau reisen können – obwohl er das wohl gern täte, um im Ukrainekrieg zu vermitteln. Sein Besuch in Kasachstan (Seite 7) fühlte sich daher so ähnlich an wie eine Ersatz-Reise.

Nicht verwunderlich also, dass der Papst sich unterwegs auch zum Ukrainekrieg und zum Verhältnis zu Russland äußerte. „Ich schliesse den Dialog mit einer Macht, die Krieg führt, nicht aus, auch wenn es der Angreifer ist“, sagte Franziskus auf dem Rückflug aus der kasachischen Hauptstadt Astana (Seite 4).

„Auch wenn es der Angreifer ist“: Der Heilige Vater musste Russland gar nicht erwähnen – und trotzdem war klar, wen er meinte. Damit stellte Franziskus erneut klar, dass er beileibe nicht „pro Putin“ ist. Das hatten Kritiker ihm aufgrund seiner vorsichtigen Äußerungen zum Krieg vorgeworfen.

Franziskus hat Recht: Der Dialog mit Russland muss weitergehen – auf Ebene der Kirche ebenso so wie auf Ebene der Politik. Denn wer sich nichts mehr zu sagen hat, der lässt womöglich am Ende die Waffen sprechen.

Es war eine Reise in schwierigen Zeiten. Kasachstans Präsident Kassym-Schomart Tokajew dankte Papst Franziskus dafür, dass er das Land in „einer kritischen Phase der Menschheitsgeschichte“ besuchte. Beim Weltkongress der Religionen forderte der Papst eindringlich: „Rechtfertigen wir niemals Gewalt! Lassen wir nicht zu, dass das Heilige vom Profanen instrumentalisiert wird.“ **Seite 4 und 7**

Visite im Zeichen des Friedens



Foto: KNA



Ihr
Thorsten Fels,
Chef vom
Dienst

Foto: Neill Palmer/CIAT/Wikimedia Commons/CC BY-SA 2.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0>)

▲ Amazonien wird auch als „grüne Lunge“ der Erde bezeichnet. Der Regenwald wird jedoch von unkontrollierter Abholzung und Waldbränden bedroht.

INTERVIEW MIT LEONARDO ULRICH STEINER

Aus Not voller Hoffnung

Amazonas-Kardinal: „Sind lebendige, missionarische und synodale Kirche“

ROM/MANAUS – Zum ersten Mal in seiner Geschichte hat der brasilianische Amazonas einen Kardinal: Leonardo Ulrich Steiner (Foto: Imago/Zuma Wire). Der Erzbischof von Manaus, eines bevölkerungsreichen urbanen Zentrums in Brasilien und Hauptstadt des Bundesstaates Amazonas, hat deutsche Wurzeln und gehört dem Franziskaner-Orden an. Im Interview spricht der 71-Jährige über die besondere Situation der Kirche im Amazonasgebiet sowie Probleme und Herausforderungen, vor denen die Region steht.

Kardinal Steiner, Sie sind der erste Kardinal, der aus dem brasilianischen Amazonasgebiet stammt. Was werden die Lasten und Ehren dieser Entscheidung des Papstes sein?

Meine franziskanische Gemeinschaft, alle Gläubigen, sind dem Heiligen Vater dankbar dafür, dass er erneut seine Nähe und Vater-schaft gegenüber dem Amazonas gezeigt hat. Sicherlich hat Papst Franziskus mit dieser Entschei-

dung seinen Wunsch nach einer missionarischen Kirche zum Ausdruck gebracht, die im Amazonasgebiet perfekt inkarniert ist, nach einer samaritanischen und daher den Indigenen nahestehenden Kirche. Diese Ernennung hat die Kraft, das Gewicht und die Würde des Dienens.



Wie werden Sie als Kardinal Ihre Bemühungen für den Amazonas intensivieren? Welche Ziele wollen Sie zum Wohle dieser Region erreichen?

Im Amazonasgebiet ist die Kirche ein Teil der Kirche in Brasilien, und das heißt, dass wir gemeinsam träumen, beten, feiern und die pastoralen Richtlinien ausarbeiten. Es ist wirklich eine

synodale Kirche, die immer versucht, von den Indigenen zu lernen und sich zu inkulturieren. Im Laufe der Zeit hat auch diese Kirche enorme Anstrengungen unternommen, um unser gemeinsames Haus zu bewahren. Wenn ich diese Evangelisierung fördern und stärken kann, wie es Franziskus im nachsynodalen Schreiben „Querida Amazonia“ fordert, dann werde ich sicherlich dem Bischof von Rom in seinem Dienst helfen.

Glauben Sie, dass es einen Zusammenhang zwischen der Amazonas-Synode 2019 und Ihrer Ernennung zum Kardinal gibt?

Diese Synode war ein Lichtstrahl, um den eingeschlagenen Weg zu stärken und neue Wege zu suchen. Die vom Papst neueingeführte Bischofskonferenz für das Amazonasgebiet weist auf diesen synodalen kirchlichen Weg hin. Meine Kardinalswürde ermutigt die Teilkirchen im Amazonasgebiet, weiterhin auf diesem Weg voranzuschreiten und die Träume von „Querida Amazonia“ zu verwirklichen.

Wie ist die aktuelle Situation der Kirche im Amazonasgebiet?

Wir sind eine lebendige, missionarische und synodale Kirche. Unsere Gemeinschaften sind offen, hilfsbereit, mit der Teilnahme von Männern und Frauen als missionarische Jünger. Wir sind eine Kirche, die sich um die Ausbildung der Laien und des Klerus kümmert, die auf dem Ordensleben basiert, das in das pastorale und missionarische Leben eingebettet ist. Aufgrund der Entfernungen und der Einfachheit, in der viele Gemeinschaften leben, braucht es Hilfe, um das kirchliche Leben zu erhalten.

Darüber hinaus sind wir auch eine Kirche, die auf die Bedürfnisse der ursprünglichen Völker und der Menschen an der Peripherie achtet. Zu diesem Zweck arbeiten Gemeindeführer, nicht ordinierte Dienste und Sozialdienste mit. Kurz gesagt, wir sind eine Kirche in Not und vielleicht deshalb großzügig und hoffnungsvoll.

Vor welchen gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen steht der Amazonas?

Meiner Meinung nach hängen die größten Herausforderungen mit den Anliegen von Papst Franziskus zusammen: Es sind soziale, kulturelle, ökologische und kirchliche Herausforderungen. Die Randgebiete der Städte sind arm, ohne Infrastruktur, ohne sanitäre Grundversorgung, ohne Kultur- und Erholungsräume. Die Armen, die am Flussufer leben, und die Indigenen leiden unter dem Mangel an medizinischer Versorgung; hinzu kommt die zunehmende Gewalt. Es gibt Probleme im Zusammenhang mit der fehlenden Achtung verschiedener Kulturen und der Verwüstung des Urwaldes, der Zunahme von Raubfischerei, Bergbau und Wasserverschmutzung; Aktivitäten, die die Umwelt, die Heimat der Ureinwohner, zerstören.

Dazu kommen die kirchlichen Herausforderungen. Wir müssen danach streben, eine Kirche zu sein, die in der Lage ist, den religiösen Äußerungen der Gemeinschaften zuzuhören, den religiösen Reichtum der Rituale der Menschen anzunehmen, Gelegenheiten zu bieten, Dienste in Auftrag zu geben und die Gegenwart Gottes in der Art und Weise eines harmonischen Lebens wahrzunehmen. Die Herausforderungen sind vielfältig.

Was kann die internationale Gemeinschaft tun, um den Amazonas zu unterstützen? Welche Hilfe ist sie bisher schuldig geblieben?

Der Amazonas muss sichtbar autonom leben: Er muss respektiert und nicht zerstört, gepflegt und nicht beherrscht, kultiviert



▲ Leonardo Ulrich Steiner bei seiner Erhebung zum Kardinal. Papst Franziskus habe „mit dieser Entscheidung seinen Wunsch nach einer missionarischen Kirche zum Ausdruck gebracht, die im Amazonasgebiet perfekt inkarniert ist“, sagt Steiner. Foto: KNA



▲ Den „Reichtum der Rituale der Menschen“ im Amazonasgebiet zu achten und „von den Indigenen zu lernen“, ist Kardinal Steiner ein wichtiges Anliegen. Foto: gem

und nicht ausgebeutet werden. Der Amazonas muss als komplexe und harmonische Realität betrachtet werden; umfassend und einzigartig.

Die internationale Gemeinschaft könnte zunehmend die Realität, die Lebensweise, die Kultur der Urvölker unterstützen. Sie sind es, die sich um unser gemeinsames Haus kümmern und dessen Zukunft sichern können. Die internationale Gemeinschaft könnte zur Erforschung und Unterstützung des Schutzes des Amazonas beitragen. Gerade der in-

ternationale Druck, sich besser um den Amazonas und seine Völker zu kümmern, hat dazu beigetragen: Das Problem der Umweltzerstörung in der Region muss angegangen werden. Zudem muss die kulturelle und religiöse Autonomie der ursprünglichen Völker respektiert werden.

Doch solange wir in einem Wirtschaftssystem leben, das auf der Anhäufung von Reichtum, Profit um jeden Preis und mangelnder Achtung der Würde des Menschen und der Armen basiert, wird der Amazo-

nas weiter zerstört werden. Das muss sich ändern. Was wir noch nicht getan haben, ist, die Wirtschaft in die Mitte unseres gemeinsamen Hauses zu stellen, wie die Etymologie des Wortes sagt. Der Amazonas ist Teil des Planeten Erde, Heimat für alle. Es ist dringend notwendig, die Menschheit dafür zu sensibilisieren, sich um das gemeinsame Haus zu kümmern, wie der Papst in der Enzyklika „Laudato si“ bekräftigt.

Interview:

Mario Galgano, Federico Piana

Kurz und wichtig



Großkreuz-Ritter

Herzog Franz von Bayern (89; Foto: KNA), Chef des Hauses Wittelsbach, hat eine der höchsten päpstlichen Auszeichnungen für Laien erhalten. Für sein langjähriges Wirken als Förderer von Kunst und Wissenschaft sowie karitativen Projekten überreichte ihm der Münchner Kardinal Reinhard Marx in Schloss Fürstenried den Gregoriusorden in der höchsten Kategorie (Großkreuz-Ritter). Den Orden in der zweiten Kategorie (Komtur) erhielten die Juristin Edda Huther, frühere Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, und der Sozialwissenschaftler Andreas Pitum, im jüdisch-christlichen Dialog engagiertes Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Jesuit muss gehen

Der Provinzial der Jesuiten auf Kuba muss offenbar die Karibikinsel verlassen. Lokalen Medien zufolge wurde das Visum für Pater David Pantaleon nicht verlängert. Der aus der Dominikanischen Republik stammende Ordensmann hatte sich zuletzt kritisch zur politischen Lage auf Kuba geäußert. Zudem ist er auch Vorsitzender der Konferenz der Religionsgemeinschaften, die zuletzt ebenfalls kritische Stellungnahmen veröffentlichte.

Weltkirchenportal

Das Internetportal weltkirche.de präsentiert sich in neuem Gewand. Nach einem Umbau erscheine das Portal jetzt wieder „mit aktuellen Nachrichten und Hintergrundinformationen zu den Themen Mission, Entwicklung, Frieden und Umwelt“, teilte die Deutsche Bischofskonferenz mit. So sind Berichte über die internationale Arbeit von Bistümern, Hilfswerken und Missionsorden abrufbar. Außerdem können sich junge Nutzer über einen Freiwilligendienst im Ausland oder das Programm „Missionar/in auf Zeit“ informieren. Nach dem Relaunch solle das Portal dazu beitragen, „dass wir über unseren Tellerrand hinausschauen und uns als weltweite Glaubensgemeinschaft verstehen“, erklärte der Weltkirche-Beauftragte der Bischofskonferenz, Bischof Bertram Meier.

Caritassonntag

Die zentrale bundesweite Feier des Deutschen Caritasverbands zum Caritassonntag findet an diesem Sonntag im Bistum Limburg statt. Am Gottesdienst in Lahndein und dem anschließenden Fest der Begegnung beteiligt sich auch der Limburger Bischof und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing. Gefeiert werden zwei Jubiläen: So wurden vor 125 Jahren der Deutsche Caritasverband und der Diözesanverband Limburg gegründet.

„Ethische Anwendung“

Frankreichs Nationale Ethikkommission hat eine mögliche rechtliche Freigabe von assistiertem Suizid gebilligt. Es gebe „einen Weg für eine ethische Anwendung“ in einem klar abgesteckten Rahmen, heißt es in der Stellungnahme des Rats zum Lebensende. Zuvor hatte sich das beratende Gremium stets gegen jede Beihilfe ausgesprochen.



▲ Papst Franziskus äußerte sich bei der „fliegenden Pressekonferenz“ auf dem Weg von Kasachstan in den Vatikan zum Dialog mit Russland. Foto: KNA

NEUE PERSPEKTIVEN MÖGLICH

„Müssen es machen“

Papst und Kardinal Koch halten an Dialog mit Russland fest

ASTANA/ROM (KNA) – Für Papst Franziskus ist der Dialog auch mit allen Kriegsparteien wichtig. „Ich schließe den Dialog mit einer Macht, die Krieg führt, nicht aus, auch wenn es der Angreifer ist“, sagte der Papst auf dem Rückflug von seiner Reise nach Kasachstan, ohne Russlands Angriff auf die Ukraine explizit zu nennen.

Es bestehe immer die Möglichkeit, dass der Dialog den Verlauf der Dinge ändere sowie neue Perspektiven und neue Überlegungen eröffne. Er könne nachvollziehen, dass es schwierig sei, einen Dialog zu verstehen, der mit Ländern geführt werde, die Krieg angezettelt hätten, sagte der Papst: „Das stinkt, aber wir müssen es machen.“

Es sei am Ende immer ein Schritt nach vorne, in Richtung Frieden. Wenn es den Dialog nicht gebe, gebe es Ignoranz oder Krieg. Denn oft sei fehlendes Wissen mitverantwortlich für den Ausbruch eines Kriegs.

Papst Franziskus hatte in der kasachischen Hauptstadt am VII. Kongress der Führer der Weltreligionen teilgenommen. Ein ursprünglich geplantes Treffen mit dem Moskauer Patriarchen, Kyrill I., scheiterte an dem Nicht-Kommen des Patriarchen.

Franziskus tauschte sich stattdessen mit dem Chef der russischen Delegation, Metropolit Antonij, aus. Dieser erklärte nach dem Gespräch, die russisch-orthodoxe Kirche halte ein Treffen der beiden Kirchenoberhäupter weiterhin für wichtig und erstrebenswert.

Auch Kardinal Koch hat die Bedeutung dieses Dialogs unterstrichen.

Der Ökumene-Beauftragte des Papstes erklärte, bei allen Schwierigkeiten dürfe der Dialog nicht aufgegeben werden: „Sonst hat man überhaupt keine Möglichkeiten mehr, miteinander im Gespräch zu sein und nach Lösungen zu suchen in dieser schwierigen, verfahrenen Situation. Man darf das Tischtuch nicht durchschneiden.“

Wie dieser Dialog jetzt geführt werden könne, müsse sich zeigen, erklärte Koch. Der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche, Kyrill, habe in seiner Botschaft an die Kongressteilnehmer deutlich gemacht, dass er am „interreligiösen Dialog“ interessiert sei. Eine Antwort angesichts der konkreten Situation habe er jedoch nicht gehört. „Und auf die warte ich an sich“, sagte der Schweizer Kurienkardinal weiter.

Mit Blick auf Kyrills Klage, dass Ereignisse „falsch dargestellt“ würden, sagte Koch, dass er dies immer wieder höre. Darüber müsse man „intensiv sprechen und sich austauschen“.

Kirche und Staat

Die orthodoxe Tradition habe ein anderes Verständnis der Beziehung zwischen Kirche und Staat. „Im Westen haben wir durch Jahrhunderte mühsam gelernt, dass das adäquate Verhältnis von Kirche und Staat eine Trennung bei gleichzeitiger Zusammenarbeit ist“, sagte Koch. Er begrüße, wenn der Moskauer Patriarch eine Trennung von Religion und Politik betone. Aber dann müsse auch erklärt werden, „was das für die russisch-orthodoxe Kirche genau heißt“.

„Inakzeptable Maßnahme“

Lebensschutz: Bischof Bätzing gegen vorgeburtliche Selektion

BONN (KNA) – Zum „Marsch für das Leben“ am vorigen Samstag hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, die Position der Kirche zum Lebensschutz bekräftigt.

„Christen müssen protestieren, wenn menschliches Leben ‚Nützlichkeitsabwägungen‘ unterzogen wird, sei es vor der Geburt oder am Lebensende“, erklärte der Limburger

Bischof in einem Grußwort. Bätzing wandte sich dabei insbesondere gegen die „vorgeburtliche Selektion“, die er als eine für alle Christen „inakzeptable Maßnahme“ bezeichnete.

„Wir wissen nur zu gut, dass das menschliche Leben vielfältigen Gefährdungen ausgesetzt sein kann“, erklärte der Bischof weiter. Gott lasse keinen Menschen zurück: „Jeder Mensch ist von Gott um seiner selbst willen gewollt und geliebt.“

SCHNEIDERIN DER QUEEN

Juwelen und Schleier im Gepäck

Katholikin Angela Kelly verhinderte einen Kleiderskandal bei der Papstaudienz

LONDON (KNA) – Angela Kelly zählt zu den wenigen Personen neben der Familie, die der Queen sehr nahe standen. Schon allein, weil sie Elizabeth II. eigentlich tagesin, tagaus ankleidete. Die 64-Jährige war 20 Jahre lang für Garderobe und Schmuck der verstorbenen Königin zuständig. Sie verhinderte bei der Papstaudienz im Jahr 2000 sogar einen protokollarischen Faux-pas der Queen.

Über den Tod hinaus hat sich Angela Kelly ihre Loyalität zur Queen bewahrt und sich nicht öffentlich geäußert. Stattdessen soll sie sich um ihre Hunde, die Corgis, gekümmert haben, bis die ein neues Zuhause fanden. Doch englischen Medienberichten zufolge hat die Queen sie für ihre treuen Dienste belohnt: Anders als andere Angestellte, die eine Dienstwohnung gestellt bekamen, muss sie nicht bis Monatsende ihr Haus auf dem Grund von Schloss Windsor räumen. Sie kann dort wohnen bleiben.

In ihren Büchern, die sie mit Erlaubnis der verstorbenen Königin verfasste, hat Kelly die Leser (oder eher die Leserinnen) auf eine Reise durch das Jahr der Queen mitgenommen. Sie beschrieb, wo sich die Königin wann aufhielt und welche Kleidung mit welchem Hut dann getragen wurde.

Zeitgemäß aufgefrischt

Kelly ist sehr stolz darauf, dass sie auch für die Pflege der besonderen Kleidungsstücke wie dem Mantel für die Treffen des Hosenbandordens oder der feierlichen Garderobe zur Eröffnung des Parlaments zuständig war. Auch frischte sie die Garderobe der Königin zeitgemäß auf. Die bunten Kostüme und Mantelkleider sowie die dazugehörigen Hüte hat Kelly entworfen. Damit fiel die Queen, obwohl kleingewachsen, auch in der größten Menge auf.

In einem Kapitel ist ein kleines Drama um die angemessene Kleidung beim Besuch bei Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000 beschrieben. Zunächst hieß es, Elizabeth II. sollte die Audienz im normalen Tageskleid absolvieren. Doch das traf auf erbitterten Widerstand ihrer Ankleidefrau. Als Katholikin war Angela Kelly außerordentlich wichtig, dass die Queen korrekt bekleidet beim Papst erschien.



▲ Stilsicher in der ersten Reihe, von rechts: Angela Kelly, Ex-Vogue-Chefredakteurin Anna Wintour, Queen Elizabeth II. und Caroline Rush, Leiterin des British Fashion Councils, bei der Londoner Fashion Week (Modewoche) im Jahr 2018. Foto: dpa

„Ich wusste sofort, dass das ein Fehler war“, schreibt sie in ihrem Buch. „Denn bei jedem Besuch beim Papst zuvor hatte sie ein langes Kleid, ein Diamant-Diadem und einen Spitzenschleier getragen.“ Kellys Widerspruch war nicht willkommen, das zeigte man ihr deutlich. Die Queen freilich hörte ihr zu – wollte sich aber der offiziellen Reiseplanung beugen, wie sie die Privatsekretäre entworfen hatten.

Heimlich ließ Kelly ein schwarzes Kleid zusammen mit einem schwar-

zen Hut mit Schleier anfertigen – und brachte beides im Gepäck der Königin unter. Als sie in Rom ankamen und die Privatsekretäre vom Vatikan noch einmal auf angemessene Bekleidung hingewiesen wurden, brach Panik aus. Allerdings nicht bei Angela Kelly – sie zog das Outfit aus dem Gepäck im Wissen, dass sie von Anfang an recht gehabt hatte.

In ihrem Buch erzählt sie auch, wie sie sich, aus kleinsten Verhältnissen stammend, hocharbeitete. 1992 war sie in der britischen Botschaft

in Berlin als Haushälterin beschäftigt, als sie zum ersten Mal auf die Königin traf. Bald darauf begann sie in dem Team, das für die Garderobe zuständig ist. Der Rest ist Geschichte: Ab 2002 leitete sie das Team und übernahm auch die Verantwortung für den Schmuck.

Als vor zwei Jahren die Corona-Pandemie ausbrach und man in großer Sorge um die bereits hochbetagte Königin und ihren Mann, Prinz Philip, war, gehörte Angela Kelly natürlich zur „HMS Bubble“ – zur „Blase Ihrer Majestät“. Mit anderen Bediensteten isolierten sie sich, um die Queen und den Prinzgemahl nicht zu gefährden. Ihre eigenen Angehörigen kontaktierten sie nur noch über Videoanrufe. Kelly erzählt von der echten Herausforderung, als sie sich dann sogar noch um die Haare der Königin kümmern musste. Nachdem sie die Lockenwickler eingetrockelt hatte, ging sie erst mal einen starken Gin Tonic trinken.

Ein Geheimnis hat sie übrigens diskret gelüftet: Kelly hat auch die Schuhe der verstorbenen Queen eingetragen; beide hatten die gleiche Schuhgröße. Und einen Tipp hat sie in ihrem Buch auch parat: Gin kann man nicht nur trinken, man kann ihn auch benutzen, um Diamantschmuck schön glänzend zu polieren. Christiane Laudage



▲ Elizabeth II. im von Angela Kelly vorbereiteten Kleid während der Privataudienz bei Papst Johannes Paul II. im Oktober 2000. Foto: KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat September

... dass die Todesstrafe in allen Ländern gesetzlich abgeschafft werde, weil sie die Würde jeder menschlichen Person verletzt.



BESUCH IN BAHRAIN GEPLANT

Papst will Afrikareise im Februar nachholen

ROM/ASTANA (KNA) – Die nächsten Reisen von Papst Franziskus sollen voraussichtlich nach Bahrain, Südsudan und die Demokratische Republik Kongo gehen. Das Reisen sei „sehr schwierig“ mit seinem lädierten Knie, erklärte er vorigen Donnerstag auf dem Rückflug von Kasachstan nach Rom vor Journalisten. Aber er werde sich trotzdem auf den Weg machen. Laut Vatikan ist als erstes im November eine Reise nach Bahrain geplant.

Darüber hinaus berichtete Franziskus, er habe sich mit dem Anglikanerprimas Justin Welby darüber ausgetauscht, wie die verschobene gemeinsame Reise in den Südsudan nachgeholt werden könne. Hier sei über einen Termin im Februar kommenden Jahres gesprochen worden. Die Visite war ursprünglich für Anfang Juli geplant gewesen. Zuvor wollte der Papst alleine in die Demokratische Republik Kongo reisen. Der Besuch im Kongo könnte nun ebenfalls im Februar stattfinden.

Insbesondere aufgrund seines schmerzenden Knies war der ursprüngliche Reisetrip wenige Wochen vorher abgesagt worden. Damals hatten die Ärzte dem Papst von den Strapazen dringend abgeraten.

Er gab Kirche anderes Gesicht

Gemäß seiner Vision von modernem Papsttum setzte Paul VI. viele Impulse

ROM – Er modernisierte die Kirche wie kaum ein anderer Papst. Doch von Kritikern wird Paul VI. (1963 bis 1978) häufig auf sein „Nein“ zur Empfängnisverhütung reduziert. Der Konzilspapst wurde vor 125 Jahren geboren.

Die Welt wandelte sich rasend schnell, und die Kirche stand mitten im größten Konzil ihrer Geschichte. Da fiel die Wahl auf Giovanni Battista Montini. Gedrängt hatte sich der Mailänder Kardinal nicht nach dem Stuhl Petri. „Hier bin ich, gekreuzigt mit Christus“, soll er am Ende des Konklaves im Juni 1963 gesagt haben. Der Weg, den er dann als Papst Paul VI. ging, war aus Sicht der Kirche vorbildlich: 2018 wurde er heiliggesprochen. Am 26. September hätte er seinen 125. Geburtstag.

Paul VI. war der letzte Papst, dem bei der Amtseinführung die Tiara aufs Haupt gesetzt wurde, Symbol des päpstlichen Machtanspruchs. Später trug er sie nie mehr. Auf den zurückhaltenden Mann wartete innerkirchlich das wohl schwierigste Erbe, das ein Papst des 20. Jahrhunderts übernehmen musste. Am Ende seiner 15-jährigen Regierung hatte die Kirche ein anderes Gesicht.

Höflich und scheu

Äußerlich wirkte der feingliedrige Montini wie das Gegenbild zu seinem volkstümlichen Vorgänger Johannes XXIII. (1958 bis 1963). 1897 als Sohn eines Rechtsanwalts im norditalienischen Concesio bei Brescia geboren, hatte er die päpstliche Diplomaten-Akademie durchlaufen und 30 Jahre im Vatikanischen Staatssekretariat gearbeitet. „Immer höflich, manchmal scheu“, so beschrieben ihn Zeitgenossen. Doch als er 1954 Erzbischof in der Industriemetropole Mailand wurde, suchte der kühle Intellektuelle das Gespräch auch mit Arbeitern in Fabriken, über denen bei Streiks die rote Fahne flatterte.

Papst Paul VI. spricht bei einer Audienz im Vatikan 1972 zu Bundespräsident Gustav Heinemann (sitzend) und Besuchern aus Deutschland.

Foto: Imago/Sven Simon



Der neue Papst ließ keinen Zweifel daran, dass er das ein Jahr vorher begonnene Zweite Vatikanische Konzil fortsetzen würde: „Dafür wollen wir alle Kräfte einsetzen, die der Herr uns gegeben hat.“ Behutsam abwägend, aber zügig lenkte er die Bischöfe durch drei Sitzungsperioden. Die Grenzen und Gefahren für eine 2000-jährige Institution, die den Anspruch auf absolute Wahrheit verkörpert, waren ihm dabei immer bewusst. Sie erforderten ein Gespür, das die Kräfte eines einzelnen beinahe überfordern musste.

Der persönliche Preis dafür war hoch. Als der Papst das Konzil am 8. Dezember 1965 schloss, glichen dessen Dokumente für Traditionalisten und manchen Kurienvorteiler einem Erdbeben. Für Progressive blieben die Beschlüsse hinter den Erwartungen zurück. Unter den Anfeindungen beider Seiten litt der Papst.

Gemäß seiner Vision eines modernen Papsttums schaffte er im Zuge einer tiefgreifenden Kurienreform den päpstlichen Hofstaat ab: keine Straußenfedern mehr, kein Tragesessel. Auch politisch setzte der erste „Reisepapst“ der Neuzeit Impulse: Die Zahl der vatikanischen Nuntiatoren verdoppelte er. Seine Reisen führten ihn von Südamerika bis

nach Fernost. Pauls Friedensappell vor den Vereinten Nationen in New York 1965 galt vor dem Hintergrund des eskalierenden Vietnam-Kriegs als Meilenstein. Als erster Papst begann er Gespräche mit der Sowjetunion und dem atheistischen Ostblock.

Historisches leistete er auch für die Ökumene. Die Umarmung mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras auf seiner Heilig-Land-Reise 1964 und die spätere Aufhebung des gegenseitigen Banns von 1054 leiteten eine neue Epoche der Kirchengeschichte ein.

Paul VI. suchte den Dialog mit der Welt, als die sich im Westen heftiger denn je von der Kirche abwandte. Gegen die linke Kulturrevolution der 1960er und 70er Jahre wirkte er aber oft machtlos. Die negativen Reaktionen auf seine Enzyklika „Humanae vitae“, in der er sich 1968 gegen die grundsätzliche Trennung von Sexualität und Familienplanung durch künstliche Verhütungsmittel wandte, machten die Kluft deutlich.

Das schwierige Pontifikat forderte Tribut. Pauls Kräfte ließen nach und verließen ihn am 6. August 1978 ganz. Sein Biograf Jörg Ernesti nannte ihn den „vergessenen Papst“. Doch für viele bleibt er der größte des 20. Jahrhunderts. *Christoph Schmidt*

DIE WELT



IM SCHATTEN DES UKRAINEKRIEGS

„Gott führt immer zum Frieden“

Papstreife nach Kasachstan im Zeichen von Einheit und Religionsfreiheit

ASTANA – Drei Tage Kasachstan, zwei Tage Weltkongress der Religionen. Kein Treffen mit dem Moskauer Patriarchen Kyrill I. – Aber Franziskus nutzt seine Reise nach Zentralasien für klare Botschaften. An erster Stelle steht ein „Schrei nach Frieden“.

Zwei Tage steht der „Kongress der Führer der Welt- und traditionellen Religionen“ im Fokus der dreitägigen Reise. Seit beinahe 20 Jahren lädt die kasachische Regierung alle drei Jahre Religionsführer aus aller Welt in ihre Hauptstadt. Es begann als Reaktion auf den islamistischen Terroranschlag vom 11. September 2001 und ist zu einem Zusammentreffen von rund 100 Delegationen aus 50 Ländern geworden.

Christen, Juden, Muslime, Hindus, Buddhisten und weitere Glaubensgemeinschaften treffen aufeinander. Wieviel echter Dialog dabei entsteht, ist nach dem monologreichen Auftakt etwas fraglich. Am Ende gibt es immerhin eine gemeinsame Erklärung. Die UN-Vollversammlung soll sie offiziell erhalten.

Für Gastgeber Kassym-Schomart Tokajew, seit 2019 Präsident der zentralasiatischen Republik, ist dieser Kongress eine Möglichkeit, die Errungenschaften seines Landes ins richtige Licht zu rücken – dieses Mal sogar vor dem Papst. Gerne lässt sich der Präsident für die Abkehr von Atomwaffen oder für ökologische Fortschritte loben.

Das Land steht Russland und China nicht nur geografisch nahe. Doch es will nicht von den großen Nachbarn vereinnahmt werden, auch nicht im Ukraine-Krieg. Die innenpolitischen Proteste und Ausschreitungen zu Jahresbeginn erwähnt Franziskus zwar, aber in Zeiten eines großen Kriegs scheinen sie fast in Vergessenheit zu geraten.



September 14-16, 2022
Papst Franziskus spricht bei der Abschlusserklärung zum Ende des „Kongresses von Welt- und traditionellen Religionen“ mit Religionsführern im „Palast der Unabhängigkeit“ in Astana.

Foto: KNA

Der Krieg in der Ukraine ist allgegenwärtig, auch wenn er in der Abschlusserklärung nicht beim Namen genannt wird. In Franziskus' Reden, in den Ansprachen der anderen, in der Anwesenheit der russischen Delegation unter Führung von Metropolit Antonij, der rechten Hand von Moskaus Patriarch Kyrill I.: Immer wieder ist der bange Blick auf den Krieg spürbar. Die Hoffnung auf ein persönliches Treffen von Papst und Patriarch hatte sich im August zerschlagen. Aber wie der Metropolit und Kurienkardinal Kurt Koch als päpstlicher Ökumene-Beauftragter betonen: Das Tischtuch scheint nicht zerschnitten. Ein Austausch kann – irgendwann – doch noch stattfinden.

Der Papst nutzt seine Ansprachen, um für Frieden zu werben. Er will am „Ort der Begegnung“, wie er ihn nennt, aufrütteln. Religionen seien nicht das Problem, sondern Teil der Lösung, sagt Franziskus.

„Gott ist Frieden und führt immer zu Frieden, niemals zum Krieg.“ Er warnt vor „Terrorismus mit pseudo-religiösem Charakter, Extremismus, Radikalismus und Nationalismus unter dem Deckmantel der Heiligkeit“. Und er verurteilt Hass: „Wir können nicht so weitermachen, gleichzeitig verbunden und getrennt, vernetzt und zerrissen durch zu viel Ungleichheit.“

Mehr Gleichberechtigung

Mit fast gleichen Worten fordert die Abschlusserklärung der Religionsführer mehr Einheit und Verständnis im gemeinsamen Einsatz gegen Hass, Terrorismus und Krieg, für Religionsfreiheit und Menschenrechte. Auch die Gleichberechtigung aller Menschen findet sich in der Erklärung. Ein Punkt, den Franziskus in seiner letzten Rede aufgreift. Er fordert mehr Einbeziehung, Respekt

und Verantwortung für Frauen: „Wie viele Entscheidungen des Todes würden vermieden, wenn eben gerade Frauen im Zentrum der Entscheidungen stünden.“

Die Mehrheit der Teilnehmer hat die Erklärung unterzeichnet. Wer sie ablehnte, bleibt im Vagen. Möglich, dass einigen islamischen oder jüdisch-orthodoxen Vertretern der Ruf nach Frauengleichberechtigung in dem Text zu weit ging.

Der interreligiöse Dialog sei „ein dringender und unersetzlicher Dienst an der Menschheit“, sagt Franziskus. Das scheinen die meisten Teilnehmer des Religionstreffens zu unterstützen. Was daraus folgt, ist offen. Doch, wie Kurienkardinal Koch mit Blick auf die russisch-orthodoxe Kirche noch einmal bekräftigt, der Dialog darf nie aufgegeben werden. Sonst gibt es keine Möglichkeiten für gemeinsame Lösungen.

Anna Mertens

Aus meiner Sicht ...



Professor Ludwig Mödl ist seelsorglicher Mitarbeiter in Heilig Geist München.

Ludwig Mödl

Deutschland wird „Gott-los“

Waren vor 100 Jahren mehr als 90 Prozent der Deutschen christlich, bekennt sich heute nur noch knapp die Hälfte zum Christentum. Der Trend nach unten geht weiter. Seit Jahren treten viele Gläubige aus den Kirchen aus. Manche behaupten, sie blieben gottgläubig. Mag sein – aber auf Dauer wird ein Glaube ohne gemeinschaftliche Glaubenspraxis nicht halten.

Die Ausgetretenen sind aber nur ein Teilproblem. Das Hauptproblem sind die nicht Eintretenden, sprich: die nicht hineinwachsenden Kinder und Jugendlichen. Wenn ich um die Mittagszeit an einem der Schulzentren vorbeifahre und die große Zahl von Schülern sehe, die aus den Türen strömen,

und dies vergleiche mit den Kindern und Jugendlichen, die ich am Sonntag in den Gottesdiensten wahrnehme, dann frage ich mich: Warum finden sie nicht den Weg in die Kirche? Wo beten sie in Gemeinschaft? Wo lernen sie den Glauben? Wer von ihnen wird später zum Gottesdienst kommen, wenn er es in der Kindheit nicht gelernt hat?

Ich bin verwundert, wie wenig die kirchlichen Strategieprozesse diese Anzeichen einer kommenden gottlosen Gesellschaft wahrnehmen und Gegenstrategien einleiten. Natürlich: Die Verantwortlichen sind mit aktuellen Problemen wie Missbrauch beschäftigt. Aber ist nicht auch die Gott-Frage ein wichtiges Problem? Was bedeutet uns Gott? Welche Rol-

le spielt der Gott-Glaube in unserer Kirche? Was fehlt den Menschen, die in einer total säkularen Kultur werden leben müssen? Wie können wir glaubhaft zeigen, dass der Gott-Glaube Lebensgewinn schenkt?

Wir können das Problem nur angehen, wenn wir die Lebenssituationen der Menschen in noch intensiverer Weise als bisher rituell und pastoral begleiten. Wir kommen auch nicht umhin, alle Kräfte (auch unser Geld) dafür einzusetzen, Räume der Gott-Erfahrung zu öffnen und vor allem das eigentlich religiöse Handeln wieder zur Hauptsache aller in der Kirche Beschäftigten zu machen. Die Situation spitzt sich dramatisch zu. Ein Umdenken ist unabdingbar.



Alexandra Maria Linder ist Vorsitzende des Bundesverbands Lebensrecht e.V.

Alexandra Maria Linder

Von der Zeugung bis zum Tod

„Frauen brauchen nicht den Satz: Du schaffst das nicht. Sie brauchen eine feinfühligere Begleitung, damit sie ihre großen Potenziale entfalten können.“ Mit diesen Worten gab die Hebamme Sarah Göbel beim Marsch für das Leben in Berlin einen Einblick in die Lage von Frauen in einem Schwangerschaftskonflikt. Die meisten würden selbstbestimmt gern ihr Kind bekommen. Sie werden aber von außen massiv unter Druck gesetzt. Indirekt auch von Politikern der Regierungskoalition, die Abtreibung als „Gesundheitsversorgung“ etablieren wollen und das Menschsein des Kindes vor der Geburt leugnen.

Bedroht ist auch die Gewissensfreiheit von Menschen, die in medizinischen Bereichen

tätig sind. In Schweden dürfen Hebammen nur arbeiten, wenn sie Abtreibungen vornehmen. Immerhin hat in Kanada zum ersten Mal eine Krankenschwester vor Gericht Recht bekommen, die sich aus Gewissensgründen einer Impfung verweigerte, weil viele Impfstoffe mit Zelllinien abgetriebener Kinder hergestellt werden.

Weitere Bedrohungen von Menschen vor wie nach der Geburt sind selektierende Formen der Pränataldiagnostik und die Legalisierung des assistierten Suizids. „Das Recht auf Leben ist das wichtigste Grundrecht. Wenn man das nicht hat, ist man nicht mehr“, betonte der frühere Behindertenbeauftragte der Bundesregierung, Hubert Hüppe.

Glücklicherweise gibt es auch positive Entwicklungen. In den USA beginnt man nach 51 Jahren mit über 63 Millionen abgetriebenen Kindern, gerade den auch hier diskriminierten afroamerikanischen Frauen Unterstützung statt Abtreibung anzubieten. In Ungarn kommen die Gynäkologen ihrer Sorgfaltspflicht nach, wenn sie eine erste Untersuchung vornehmen und das Ergebnis den Frauen zeigen. Das gehört zur Aufklärung von schwangeren Frauen dazu! Um etwas zum Guten zu verändern, ist es notwendig, sich auch weiter für Menschenwürde und die damit verbundenen Grundrechte von der Zeugung bis zum Tod einzusetzen – unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Alter oder Gesundheitszustand.



Wolfgang Thielmann ist evangelischer Pastor und Journalist.

Wolfgang Thielmann

Darf man einander kritisieren?

Ökumene ist zum Fachwort für die Gemeinschaft der christlichen Kirchen geworden. Im Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich auch die katholische Kirche zu diesem Verständnis bekannt. Noch 1928 bezeichnete Papst Pius XI. es als Irrlehre. Doch als die Kriegs- und Nachkriegszeit die Grenzen zwischen den Konfessionen durchlässiger machte, suchte die katholische Kirche die Nähe zum 1948 gegründeten Ökumenischen Rat der Kirchen. Eine Frucht der Gemeinsamkeit reifte 2007 in Magdeburg. Damals erkannten elf Kirchen in Deutschland gegenseitig ihre Taufe an, darunter die katholische. Aber was bedeutet Gemeinsamkeit? Darf man einander kritisieren?

Vor 21 Jahren verbot der damalige Limburger Bischof Franz Kamphaus den Katholiken, einer Einladung zum „Feierabendmahl“ des Evangelischen Kirchentags in Frankfurt zu folgen. Er beanstandete, dass die Einsetzungsworte, wie sie die Bibel überliefert, verändert werden sollten. Die damalige Generalsekretärin des Kirchentags, Friederike von Kirchbach – sie ist inzwischen Regionalbischöfin in Berlin –, erschrak und versicherte, es gehe um Versuche, aber nicht um eine Lehrmeinung des Kirchentags.

Vor kurzem warf Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier der russisch-orthodoxen Kirche einen „blasphemischen Irrweg“ vor, weil sie den russischen Krieg gegen die

Ukraine rechtfertige. Er sagte das orthodoxen Vertretern ins Gesicht, die zur ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen auf deutschem Boden nach Karlsruhe gekommen waren.

Das ist ein Unterschied zur Zurückhaltung der römischen Kurie. Erst Ende August, nach sechs Monaten Krieg, bezeichnete der Vatikan Russland als Initiator des Kriegs. Lange hatte Papst Franziskus zwar den Krieg bedauert, aber jede Anklage gegen Russland vermieden – wohl in der Absicht, den russischen Patriarchen Kyrill zu einem Gespräch zu treffen. Es half aber nichts. Diplomatie hat ihren Platz. Aber wenn Gemeinsamkeit keine Kritik erträgt, ist sie nicht viel wert.

Leserbriefe

Die DNA Israels?

Zu „Woher der Hass auf Israel stammt“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 33:

Anhand von markanten historischen Ereignissen versucht Peter Paul Bornhausen zu beweisen, dass Israel und die Juden im Laufe der Geschichte und auch jetzt wieder mit Hass angegriffen werden, insbesondere von Muslimen und fanatischen Ideologen. Es scheint, dass das „Gehasst werden“ zur DNA Israels gehört.

Zu beanstanden an dem Kommentar ist, dass ihr Verfasser die Frage, die mit der Überschrift gestellt wird, nicht beantwortet: woher der Hass stammt.

Wilhelm Dresbach, 86152 Augsburg

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de



▲ Eine Demo der Bewegung „Fridays for Future“. Der Autor des Leserbriefs kritisiert, dass manche Parole den Klimaschützern mehr schadet als nutzt. Foto: KNA

Schaden für die Bewegung

Zu „Ausnahmen in der Not“ in Nr. 34:

Wer hat das Bild zu diesem Artikel ausgewählt? Das Bild, das in großen Lettern alle Deutschen und das ganze Land als „Umweltsau“ bezeichnet. Unter dem Foto wird gesagt: „Umweltbischof Lohmann begrüßt grundsätzlich Aufrufe zum Klimastreik und die demokratische Meinungsäußerung bei Demonstrationen.“

Es wäre schlimm, wenn er tatsächlich solche Demonstrationen, wie sie auf dem Bild dargestellt sind, die ihre angeblich „demokratische“ Meinung mit solchen Plakaten äußern, begrüßen würde. Entweder der Artikel oder das Bild – eines von beiden ist fehl am Platz. Ich bin überzeugt, dass sich Weihbischof Lohmann nie vor oder hinter so ein Banner stellen würde. Also bitte für die Zukunft: Bild und Text sollten zusammenpassen!

Leider muss ich anmerken, dass viele umweltbezogene Demonstrationen ähnliche Ausdrucksweisen beinhalten.

Diese Art wirft ein schlechtes Bild auf die Veranstalter, die scheinbar nicht in der Lage sind, solche Entgleisungen zu unterbinden. Dies schadet der Umweltbewegung mehr, als es ihr nutzt. Diejenigen, die tatsächlich demokratisch und sachlich demonstrieren, werden mit den anderen sehr schnell in eine Schublade gesteckt und ihr Ruf geschädigt. Davor ist auch ein Weihbischof nicht sicher.

Ludwig Kropf, 93326 Abensberg

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Wie soll das gehen?

Zu „Familien mehr wertschätzen“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 35:

In seinem Kommentar fordert Herr Hoffmann neben der Erhöhung des Kindergelds und der Regelsätze eine gerechte Anerkennung der Leistung der Familien für die Gesellschaft und den Generationenvertrag. Leider geht daraus nicht hervor, wie das gehen soll. Für mich kann Gerechtigkeit nur hergestellt werden, wenn die Familienarbeit endlich als vollwertige Arbeit anerkannt und bezahlt wird. So wie jeder andere Beruf auch. Das Personal in Krippen und Horten macht das schließlich auch nicht umsonst.

Wiltraud Beckenbach,
Ehrevorsitzende des Verbands Familienarbeit e. V., 67317 Altleiningen



▲ Wie kann Kindererziehung besser honoriert werden? Die Autorin meint, ein höheres Kindergeld reiche nicht aus.

Kritik schwer nachvollziehbar

Zu „Tiersegnung und Zölibat“ (Leserbriefe) in Nr. 32:

Es ist schon erstaunlich, mit welcher Vehemenz versucht wird, den beliebten, allseits geschätzten, aber scheinbar zu fortschrittlichen Pfarrer Schießler zu diskreditieren. Dabei erfüllt er nur seine ureigenste Aufgabe, ein guter Hirte zu sein! Er kümmert sich mit Hingabe um seine Schäfchen – egal welcher Nationalität, welches Berufsstands oder welcher sexuellen Ausrichtung. Nicht, wie der Leserbriefschreiber unterstellt, um beliebt zu sein, sondern weil er alle Menschen gleich

behandelt und sogar die Tiere ins Gebet einschließt.

„Da hör's auf – was zu viel ist, ist zu viel“, ist da gegen Segnungen für Homosexuelle zu lesen. Diese Aussage ist für mich als Christ schwer nachvollziehbar. Und die Unterstellung, Pfarrer Schießler habe wohl noch keinen Gottesdienst in einem Altenheim gehalten, ist pure Diffamierung. Wie lange noch wird solchen Populisten in diesem Forum eine Plattform für ihre Thesen bereitgestellt?

Günther Kreuzer,
89407 Dillingen



▲ Der Münchner Pfarrer Rainer Maria Schießler (links) ist umstritten. Der Leserbriefschreiber lobt ihn als beliebten und allseits geschätzten Geistlichen, der sich mit Hingabe um seine Schäfchen kümmert. Fotos: KNA, gem

Frohe Botschaft

26. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr C

Erste Lesung

Am 6,1a.4–7

Weh den Sorglosen auf dem Zion und den Selbstsicheren auf dem Berg von Samária!

Ihr liegt auf Betten aus Elfenbein und faulenz auf euren Polstern. Zum Essen holt ihr euch Lämmer aus der Herde und Mastkälber aus dem Stall. Ihr grölt zum Klang der Harfe, ihr wollt Musikinstrumente erfinden wie David. Ihr trinkt den Wein aus Opferschalen, ihr salbt euch mit feinsten Ölen, aber über den Untergang Josefs sorgt ihr euch nicht. Darum müssen sie jetzt in die Verbannung, allen Verbannten voran. Das Fest der Faulenzer ist vorbei.

Zweite Lesung

1 Tim 6,11–16

Du, ein Mann Gottes, strebe nach Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Glauben, Liebe, Standhaftigkeit und Sanftmut! Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen worden bist und für das du vor vielen Zeugen das gute Bekenntnis abgelegt hast!

Ich gebiete dir bei Gott, von dem alles Leben kommt, und bei Christus Jesus, der vor Pontius Pilatus das gute Bekenntnis abgelegt hat und als Zeuge dafür eingetreten ist: Erfülle deinen Auftrag rein und ohne Tadel, bis zum Erscheinen Jesu Christi, unseres Herrn, das zur vorherbestimmten Zeit herbeiführen wird der selige und einzige Herrscher, der König der Könige und Herr der Herren, der allein die Unsterblichkeit besitzt, der in unzugänglichem Licht wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch je zu sehen vermag: Ihm gebührt Ehre und ewige Macht. Amen.

Evangelium

Lk 16,19–31

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete und Tag für Tag glanzvolle Feste feierte. Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lázarus, dessen Leib voller Geschwüre war. Er hätte gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel.

Stattdessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren.

Es geschah aber: Der Arme starb und wurde von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von Weitem Abraham und Lázarus in seinem Schoß.

Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir und schick Lázarus; er soll die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide große Qual in diesem Feuer.

Abraham erwiderte: Mein Kind, erinnere dich daran, dass du schon zu Lebzeiten deine Wohltaten erhalten hast, Lázarus dagegen nur Schlechtes. Jetzt wird er hier getröstet, du aber leidest große Qual.

Außerdem ist zwischen uns und euch ein tiefer, unüberwindlicher Abgrund, so dass niemand von hier zu euch oder von dort zu uns kommen kann, selbst wenn er wollte.

Da sagte der Reiche: Dann bitte ich dich, Vater, schick ihn in das Haus meines Vaters! Denn ich habe noch fünf Brüder. Er soll sie warnen, damit nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen.

Abraham aber sagte: Sie haben Mose und die Propheten, auf die sollen sie hören. Er erwiderte: Nein, Vater Abraham, aber wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie umkehren.

Darauf sagte Abraham zu ihm: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus, Buchmalerei des sogenannten Jakobsmeisters (Master of James IV of Scotland), um 1515, The J. Paul Getty Museum, Los Angeles.

Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

Ein hoffnungsloser Fall?

Zum Evangelium – von Schwester M. Veronika Häusler OSVvP



Kann Jesus das so meinen? Jemanden zum hoffnungslosen Fall erklären? Das Evangelium dieses Sonntags fordert uns heraus. Schauen wir genauer hin.

Jesus ist schon länger unterwegs und spricht zu unterschiedlichen Zuhörergruppen. Konkret sind jetzt die Pharisäer im Spiel, „die sehr am Geld hängen, und sie lachten über ihn“ (Lk 16,14). Das mag ihn dazu gebracht haben, sein Anliegen mit Nachdruck zu formulieren.

Die Szenerie gleicht einem barocken Gemälde, detailreich und voller Kontraste. Da ist ein Reicher, der

dafür sorgt, dass man seinen Reichtum auch bemerkt. Er wohnt in einem Haus, gut abgeschirmt von den Schattenseiten des Lebens, in feiner, wertvoller Kleidung, mit einem üppigen Lebensstil – sein Tisch ist so reich gedeckt, dass der Überfluss herunterfällt.

Dort ist ein armer Mann, mit Krankheit und Geschwüren, vermutlich hat er nicht einmal einen Mantel, um sich vor den Hunden auf der Straße zu schützen. Nichts hat er – außer seinen Namen: Lazarus, vom hebräischen Eleazar abgeleitet, heißt: „Gott hilft“, oder „hat geholfen“. Für Gott ist er nicht „irgendjemand“, er hat Lazarus im Blick.

Mit dem Tod der beiden Männer wendet sich das Blatt. Lazarus landet „in Abrahams Schoß“, also in paradiesischen Umständen, die

die Gerechtigkeit verwirklichen, die ihm auf Erden versagt blieb.

Eine Bestandsaufnahme

Ich halte jedes Mal die Luft an, wenn ich Abraham mit freundlicher Stimme „Mein Kind“ sagen höre – und zwar zum Reichen. Mehr als eine Zurechtweisung oder ein harter Ton führt mir diese Anrede vor Augen, welche Möglichkeiten der Reiche gehabt hat. Die Einladung, Kind Gottes zu sein und sein Leben entsprechend zu gestalten, hat er nicht angenommen. Abraham weist darauf hin, welche Wegweiser er übersehen hat: Mose und die Propheten, Gottes Weisung und sein beständiges Werben um die Zuneigung des Menschen, das er zur Sendung der Propheten gemacht hat.

Heute hören wir im Evangelium diese sanfte Anrede: „Mein Kind“, und für uns ist es noch nicht zu spät, Bestandsaufnahme zu machen: Wo igle ich mich so in meine eigene Lebenssituation ein, dass ich den Menschen neben mir, der mich braucht, übersehe? Was habe ich, das ich teilen kann? Wo kann ich meinen Beitrag dazu leisten, dass sich für andere „vor meiner Tür“ die Lebensumstände verbessern?

Bin ich hellhörig für den Namen, den Gott mir gibt? Lasse ich mich einladen in die vertrauende Beziehung zu ihm?

Und schließlich: Lasse ich zu, dass der, der wahrhaftig von den Toten auferstanden ist, Jesus Christus, mich an sich zieht? Bin ich bereit, mich auf ihn einzulassen, ihm zu folgen?

Solange ich mich nach ihm ausstrecke, solange es die Sehnsucht meines Herzens ist, mit ihm zu gehen, darf ich getrost sein: Für Christus, den Heiland, bin ich kein hoffnungsloser Fall.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, 26. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 25. September
26. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Am 6,1a.4-7, APs: Ps 146,6-7.8-9a.9b-10, 2. Les: 1Tim 6,11-16, Ev: Lk 16,19-31

Montag – 26. September
Hl. Kosmas und hl. Damian, Ärzte, Märtyrer in Kleinasien

Messe vom Tag (grün); Les: Ijob 1,6-22, Ev: Lk 9,46-50; **Messe von den hl. Kosmas und Damian** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 27. September
Hl. Vinzenz von Paul, Priester, Ordensgründer

Messe vom hl. Vinzenz (weiß); Les: Ijob 3,1-3.11-17.20-23, Ev: Lk 9,51-56 oder aus den AuswL

Mittwoch – 28. September
Hl. Lioba, Äbtissin von Tauberbischofsheim – Hl. Wenzel, Herzog von Böhmen, Märtyrer – Hl. Laurentius Ruiz und Gefährten, Märtyrer

Messe vom Tag (grün); Les: Ijob 9,1-12.14-16, Ev: Lk 9,57-62; **Messe von der hl. Lioba** (weiß)/**vom hl. Wenzel/vom hl. Laurentius und den Gefährten** (jeweils rot); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 29. September
Hl. Michael, hl. Gabriel und hl. Rafael, Erzengel

Messe vom Fest, Gl, Prf Engel, feierl. Schlusssegen (weiß); Les: Dan 7,9-10.13-14 o. Offb 12,7-12a, APs: Ps 138,1-2b.2c-3.4-5, Ev: Joh 1,47-51

Freitag – 30. September
Hl. Hieronymus, Priester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Hieronymus (weiß); Les: Ijob 38,1.12-21; 40,3-5, Ev: Lk 10,13-16 oder aus den AuswL

Samstag – 1. Oktober
Hl. Theresia vom Kinde Jesus, Ordensfrau, Kirchenlehrerin

Messe von der hl. Theresia (weiß); Les: Ijob 42,1-3.5-6.12-17, Ev: Lk 10,17-24 oder aus den AuswL

Gebet der Woche

Der HERR ist es, der Himmel und Erde erschafft,
das Meer und alles, was in ihm ist.

Er hält die Treue auf ewig.
Recht schafft er den Unterdrückten,
Brot gibt er den Hungernden,
der HERR befreit die Gefangenen.

Der HERR öffnet die Augen der Blinden,
der HERR richtet auf die Gebeugten,
der HERR liebt die Gerechten.
Der HERR beschützt die Fremden.

Er hilft auf den Waisen und Witwen,
doch den Weg der Frevler krümmt er.
Der HERR ist König auf ewig,
dein Gott, Zion, durch alle Geschlechter.

Antwortpsalm 146 zum 26. Sonntag im Jahreskreis

Glaube im Alltag

von Bruder Helmut Rakowski OFM Cap

Wo schauen Sie hin, wenn Sie nach Gott Ausschau halten? Ich nehme an, dass die meisten von uns instinktiv nach oben blicken – Richtung Himmel. Das Evangelium vom armen Lazarus empfiehlt allerdings eine andere Blickrichtung für Gottsucher.

In den 1990er Jahren war ich in den Bergen Südmexikos eingesetzt. Bei Besuchen in Mexiko-Stadt fiel mir damals auf, wie in der U-Bahn bei jedem Halt die Reisenden auf die Füße der Neuzugestiegenen schauten. Damals gab es noch keine Smartphones. Stattdessen taxierte man die Menschen nach ihrem Schuhwerk. Und wehe, jemand trug die groben Sandalen mit Sohlen aus alten Autoreifen. Das deutete auf die mexikanische Urbevölkerung, die als unterentwickelt und kulturlos galt. „Huarachudos“ rief man ihnen nach, auf Deutsch etwa „Sandalenlatscher“. Der abfällige Ton war nicht zu überhören. Der Beleidigte wurde damit „Indio“ genannt und tief getroffen. Denn von klein auf hat man ihnen beigebracht, dass sie weniger wert sind. Ihre Religion nennt man Aberglaube, ihre Sprache Dialekt. Ihre Kunst bekommt bestenfalls die Bezeichnung Volkskunst und ihre Rechtsformen heißen abschätzig Bräuche!

Ich durfte acht Jahre mit dem Volk der Mixteken leben. Vieles war neu für mich, anders als gewohnt. Es hat gedauert, bis ich die Menschen schätzenlernte. Unter den Indigenen ist normalerweise nicht der am angesehensten, der das größte Haus sein Eigen nennt, sondern der, der am großzügigsten mit anderen

teilt. „Geben ist seliger als nehmen!“

Die Erde ist für die Urbevölkerung Mutter. Will man den Acker pflügen, bittet man zuvor um Erlaubnis. Nach der Ernte bringt man ein Dankopfer dar. Schnell denkt der westlich denkende Betrachter an Aberglauben. Aber die Grundhaltung „Ich kann nicht nehmen, ohne zu geben“ scheint eine Haltung, die wir gerade mühsam lernen. Auch den Respekt vor der Schöpfung. Ämter und Machtpositionen werden von den Indigenen Mexikos normalerweise als Dienst verstanden und auf Zeit vergeben – eine Alternative zum Machtmissbrauch in vielen Bereichen.

Es braucht viel Sensibilität, um die Werte in Menschen wahrzunehmen, die anders sind als ich selbst, auch in Menschen, auf die wir gerne hinabschauen.

Am 4. Oktober ist das Fest des heiligen Franz von Assisi. Er hatte ein Gottesbild, das sich sehr von dem der Päpste und der Amtsinhaber unterschied. Während diese sich dem Wahlspruch „Deus semper maior – Gott ist immer größer“ verschrieben, optierte Franziskus für ein „Deus semper minor – Gott ist immer kleiner“. Wer so von Gott denkt, der traut ihm auch zu, in anderen Kulturen auf uns unbekannte Art und Weise anwesend zu sein. Der findet Gott beim Hinunterblicken. Und übersieht nicht den Lazarus, der in vielfältiger Form vor unserer Tür liegt.



WORTE DER GLAUBENSZEUGEN:
ERICH PRZYWARA

Der Herr erscheint und verschwindet



Glaubenszeuge der Woche

Erich Przywara

geboren: 12. Oktober 1889 in Kattowitz
(Oberschlesien)
gestorben: 28. September 1972 in Hagen
(Oberbayern)
Gedenken: 28. September

Przywara trat mit 19 Jahren in den Jesuitenorden ein, machte in Exaten (Niederlande) sein Noviziat, studierte in Valkenburg (Niederlande) Philosophie und Theologie und wurde 1920 zum Priester geweiht. Przywara war durch zahlreiche Vorträge und Aufsätze im Austausch mit zeitgenössischen Philosophen und Theologen, auch protestantischen, sowie mit jüdischen Gesprächspartnern. 1932 erschien sein Hauptwerk „Analogia entis“. Bis zum Verbot der Zeitschrift 1941 arbeitete er maßgeblich in der Redaktion der „Stimmen der Zeit“ mit. Ab 1951 schwer erkrankt, entstand sein Alterswerk in der Abgeschiedenheit von Hagen bei Murnau. red

Przywara deutet die Ostererscheinungen als Beauftragungen.

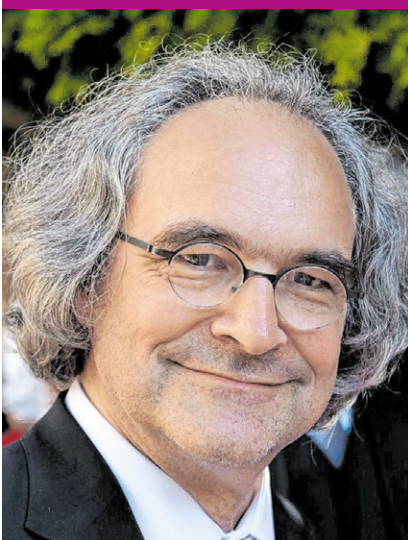
Dazu schreibt er: „Wir sind gewöhnt – aber es ist falsch –, die Auferstehung des Herrn als ein Wunder zu nehmen, das in diese Erde hinein geschieht, wie die Auferstehung des Lazarus oder die Auferweckung des Jünglings von Naim. So ist es nicht, sondern der Herr ist am Karfreitag bereits endgültig von uns gegangen. Er ist durch den Tod und durch die Vorhölle hindurchgegangen. Und eigentlich nicht mehr auf Erden. Die alte kirchliche Sprache gebraucht, anlehnend an die Worte der Evangelien, für das Leben des Herrn nur noch den Ausdruck der ‚Erscheinung‘, so wie ein Toter erscheint, der die Erde verlassen hat und dem Himmel angehört. Und das Eigentliche des heutigen Festes ist der Beginn der Himmelfahrt des Herrn. Denn Er erscheint, wie die Sprache der Evangelisten es sagt, immer

nur blitzhaft. Er erscheint und verschwindet. Die einzige Wirklichkeit, die da ist, ist das leere Grab. Dieses leere Grab allein bezeugt die Auferstehung des Herrn, und die Engel, die an diesem leeren Grab stehen. Das geht so weit – wir machen es uns nicht klar –, dass nirgendwo bei den Evangelisten ein Wörtlein steht von der ausdrücklichen Auferstehung des Herrn, sondern es steht überall nur da: ‚das leere Grab‘, ‚die Engel, die am Grabe sind‘, ‚die Frauen, die in der Morgenfrühe zum Grabe kommen‘, ‚die Apostel, die sich verschlossen haben im Sionsaal‘, und die die Botschaft der Frauen annehmen als eine Verrücktheit, bis sich dann endlich mühselig Petrus und Johannes bewegen lassen, zum Grab zu gehen. Sie glauben dann an den Auferstandenen, ja, es wird die Botschaft des Christentums, dass Christus auferstanden ist. Aber der Ostertag, der erste entscheidende Ostertag der Christenheit besteht, so wie die Evangelien ihn uns schildern, darin, dass der

Herr durch den Tod hindurchgegangen ist, dass Er eigentlich bereits beim Vater ist, so wie der Introitus sagt: Resurrexi et adhuc tecum sum – Ich bin auferstanden und Ich bin bei Dir. Der Sohn, der das ganze Dunkel, die ganze Verlorenheit, die ganze Abgründigkeit der Erde durchkostet hat, ist wieder beim Vater. Und Er erscheint auf Erden, wenn wir all diese Erscheinungen nehmen, eigentlich immer nur für Augenblicke, um den Aposteln Seine Sendung zu geben, die Sendung der Botschaft für die Erde, und die Apostel einzusetzen als seine Nachfolger. Die Erscheinungen gelten der Kirche, die von nun an beginnt. Die eigentliche persönliche Zeit Jesu Christi hat endgültig aufgehört. Er ist auch in diesen 40 Tagen [zwischen Ostern und Himmelfahrt] nur noch der Erscheinende und der Verschwindende.“

Zusammengestellt von Abt em. Emmeram
Kränkl; Fotos: gem, oh

Erich Przywara finde ich gut ...



Erich Naab lehrte von 1976 bis 2018 Dogmatik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

„... denn er hat Spannungen in der Spiritualität wie in jeder Wirklichkeit ausgehalten, indem er nach dem Geheimnis Gottes über und im Menschen fragte. Seine Einsicht, dass jede noch so große Näherung an Gott zur Erkenntnis der je größeren Entzogenheit Gottes führt (der wahrhaft Fromme bemerkt mit Gottes Herrlichkeit seine eigene Schwäche), hat er philosophisch zu durchdenken sich bemüht. Dieses Verhältnis von wachsender Nähe und Distanz nannte er ‚Analogia entis‘. Mit seinem weiten Horizont wurde er zum Anreger unterschiedener Theologen und Schulen. Das bestärkt in der Hoffnung, dass das Auseinanderdriften, das gegenwärtig in Theologie und Kirche bemerkt wird, nicht zu Spaltungen führen muss.“

Zitate

von Erich Przywara

„Unmerklich kommt der Tag, da wird Frucht von dir gefordert, sei es in großer kühner Tat, die du wirken sollst, sei es in schwerem, bitterem Kreuz, das du leiden sollst.“

„Das ist Kennzeichen echt christlicher Innerlichkeit, dass sie verborgen anhebt, verborgen wächst und vielleicht verborgen bleibt bis ans Ende, und schlichtes, rechtes, gewöhnliches Christentum ist häufig ihre einzige Äußerung.“

„Allein der Mensch hört auf, Kind zu sein, um wieder Kind zu werden.“

„Kannst du nicht ‚für dich‘ bleiben, so kannst du auch nicht bleiben ‚für den Herrn‘.“

DÜRRE IN OSTAFRIKA

Die Warnrufe wurden überhört

In Somalia sterben pro Woche Hunderte den Hungertod – Fokus auf der Ukraine

MOGADISCHU – Somalia befindet sich im Würgegriff der schlimmsten Dürre seit Jahrzehnten. Pro Woche sterben allein in den überfüllten Kliniken des Landes nach Angaben des Hilfswerks Unicef hunderte Kinder. Vielen drohe das gleiche Schicksal. Kann ein Land, das als „gescheiterter Staat“ gilt, seine Bevölkerung vor dem Verhungern retten? Experten geben Antworten.

Mehr als eine Million Somalier sind als Binnenflüchtlinge unterwegs, da sie in ihren Dörfern und Städten keine Nahrung finden. „Eine Hungersnot steht vor der Tür“, warnte kürzlich der Unter-Generalsekretär der Vereinten Nationen für humanitäre Angelegenheiten, Martin Griffiths. Der Anblick von ausgemergeltem Vieh und Kinderskeletten gehöre inzwischen zum Alltag, sagt Abdirizak M. Hashi.

Hashi ist Koordinator der südafrikanischen Hilfsorganisation „Gift of the Givers“ in Somalias Hauptstadt Mogadischu. „Die Auswirkungen der Dürre sind in jedem Winkel Somalias sichtbar, man kann dem Hunger nicht mehr entkommen“, beklagt er. Die derzeitige „menschliche Tragödie“, befürchtet er, könnte selbst die Dürre von 2011 übertreffen. Damals starben rund 250 000 Menschen.

Unterernährte Kinder

„Gift of the Givers“ ist eine der internationalen Organisationen, die das geschundene Land unterstützen. „Wir verteilen Lebensmittelpakete, drei nahrhafte Mahlzeiten am Tag, stellen eine Wasserversorgung sicher und behandeln unterernährte Kinder“, erläutert Hashi. Zudem unterstütze seine Organisation Schulen, um zu garantieren, dass Kinder geflüchteter Familien weiter unterrichtet werden.

Auch die Weltbank hilft: „Wir haben einige unserer Langzeitprojekte ausgeweitet und neu fokussiert, um Somalias Regierung bei der Bewältigung der Dürre zu unterstützen“, sagt Landesvertreterin Kristina Svensson. Geholfen werde unter anderem durch Wasserprojekte und Zuschüsse für 500 000 Haushalte.

Ob die internationale Hilfe ausreicht, ist ungewiss. Obwohl das Welternährungsprogramm WFP der Vereinten Nationen mit 3,7 Millio-



Nicht nur Somalia: Ganz Ostafrika hat mit einer verheerenden Dürre zu kämpfen – auch diese Frau mit Kind aus Kenia. In Somalia könnten Hunderttausende sterben.

nen so viele Somalier mit Not-Rationen versorgt wie nie zuvor, droht eine Hungersnot. „Viele internationale Organisationen und Spender haben ihren Fokus auf die Krise in der Ukraine verlegt“, beklagt Hashi.

Würde die offizielle Ausrufung einer Hungersnot helfen? Dies ist gar nicht so einfach. Die Definition einer Hungersnot ist nämlich komplex: Laut WFP müssten unter anderem 30 Prozent der Bevölkerung

„extrem unterernährt“ sein und täglich zwei pro 100 000 Bewohner an den Folgen sterben, um diese höchste Stufe des Ernährungsnotstands auszurufen.

„UN-Agenturen erwarten, dass gegen Jahresende eine Hungersnot für Teile des Landes erklärt wird. Unseren Beobachtungen nach sollte dies aber eigentlich sofort erfolgen“, meint Hashi. Unklar bleibt, ob dadurch mehr Hilfe im Land ankommen würde. Einer Allianz aus UN-Agenturen und Hilfsorganisationen zufolge wurden Warnrufe bislang „größtenteils überhört“.

Fast eine Million Somalier leben in Gebieten, die sich unter Kontrolle der islamistischen Al-Shabaab-Miliz befinden. Humanitäre Helfer wagen sich selten in Dschihadisten-Gebiet vor. „Bei der Hilfe geht es nicht bloß um die Finanzierung“, sagt Weltbank-Vertreterin Svensson. „Wir müssen auch sicherstellen, dass diese Unterstützung die Verwundbarsten erreicht und alle, die vor einer Hungersnot stehen.“

Das ostafrikanische Land hatte zuletzt mehrere Krisen erlebt, die es in seiner Entwicklung zurückwarfen: Die Dürre im Vorjahr, eine Heuschreckenplage (wir berichteten), die Corona-Pandemie und nun auch noch der Ukraine-Krieg

schwächten die schon zuvor kriegsgebeutelte Nation noch mehr. „Somalia war stark abhängig von Importen aus Russland und der Ukraine“, erläutert Svensson.

Regensaison bleibt aus

Prognosen, wie sich die aktuelle Krise weiterentwickeln wird, sind laut Hashi schwierig. Jedoch deutete vieles darauf hin, dass auch die nächste Regensaison ausbleibe. Eine weitere Verschlimmerung der Dürre könnte daher den „Tod mehrerer Millionen Somalier“ bedeuten. Dabei erzielte das ehemalige Bürgerkriegsland zuletzt einige Fortschritte: In Mogadischu sitzt wieder eine relativ stabile Regierung. Somalische Ärzte und Architekten kehrten aus dem Exil zurück. Kinos und Stadien öffneten wieder. Auch wirtschaftlich gab es Reformen, berichtet Svensson.

Die Expertin befürchtet, dass die Krisen der vergangenen Jahre auf Kosten von Somalias Langzeitentwicklung gehen: „Ein Großteil der internationalen Unterstützung fließt jetzt wieder in die humanitäre Hilfe, wodurch andere Projekte vernachlässigt werden. So fehlten intakte Gesundheits-, Schul- und Sozialsysteme.“

Markus Schönherr



▲ Ein Anschlag Anfang des Monats belegt die anhaltende Gefahr, die von der Terrormiliz Al-Shabaab ausgeht. Mindestens 17 Menschen starben.

IM GEBET SOLIDARISCH

Viele Bedränger der Christen

In Augsburg gedenkt „Kirche in Not“ mit Gast aus Nigeria verfolgter Glaubensbrüder

AUGSBURG – Glaube kann lebensgefährlich sein: Daran hat ein Augsburger Solidaritätstag für verfolgte Christen erinnert. Eingeladen hatten das Hilfswerk „Kirche in Not“ und das Bistum.

Nicht in allen Ländern der Welt ist Religions- und Glaubensfreiheit eine Selbstverständlichkeit. In Syrien nicht, in vielen anderen arabischen Ländern ebenfalls nicht. Auch nicht in China, ebensowenig wie in vielen Ländern des afrikanischen Kontinents.

Laut aktueller Zahlen des Beauftragten der Bundesregierung für Religionsfreiheit leben rund 300 Millionen Christen auf der ganzen Welt in Lebenssituationen, die sie aufgrund ihres Glaubens zur Zielscheibe für Bedrohung, Verfolgung und Diskriminierung machen. Der Gebets- und Solidaritätstag des päpstlichen Hilfswerks Kirche in Not in Augsburg wollte für diese Tatsache sensibilisieren.



▲ Bischof Bertram Meier betet mit Bischof Wilfred Chikpa Anagbe (rechts) und Florian Ripka von Kirche in Not im Augsburger Dom den Kreuzweg für verfolgte Christen. Foto: Zoepf

Feuer sozialer Konflikte

Dabei stand in diesem Jahr Nigeria im Fokus. In diesem multi-religiösen Vielvölkerstaat sehen sich nicht nur Christen einer massiven Bedrohung durch islamistische Terrororganisationen wie Boko Haram ausgesetzt. Auch gemäßigte Muslime werden von Extremisten bedroht. Große soziale Ungleichheit und mangelnde Zukunftsperspektiven sorgen für Spannungen innerhalb der nigerianischen Gesellschaft mit ihren verschiedenen Volksgruppen. Das trägt dazu bei, dass das Land immer wieder von gewalttätigen Auseinandersetzungen erschüttert wird. Religiöser Extremismus gießt Öl in das Feuer der massiven sozialen Verwerfungen und nutzt diese schamlos aus.

Auf die komplexe Situation der Christen in dem Land, dem bevölkerungsreichsten Afrikas, machte als Gast von Kirche in Not im Augsburger Haus Sankt Ulrich der nigerianische Bischof Wilfred Chikpa Anagbe aufmerksam. Er ist seit 2015 Bischof der Diözese Makurdi. Seine Bischofsstadt liegt etwa fünf Autostunden südlich der Hauptstadt Abuja.

„Meine Diözese wird von islamistischen Terroristen überrannt“, erklärte er. Es gehe nicht – wie oft dargestellt – um „Zusammenstöße“ zwischen christlichen Bauern und

muslimischen Hirten vom Stamm der Fulani. „Das sind keine Zusammenstöße, das ist eine Invasion bewaffneter Banden, die unbewaffnete Bauern niederschießen!“, empörte sich Bischof Wilfred. Der Staat versage großflächig in seiner Sicherheitspolitik und auch in der sozialen Fürsorge für die zahllosen afrikanischen Binnenflüchtlinge.

Nach der Vortragsveranstaltung luden Bischof Bertram Meier, der auch Weltkirchbischof der Deutschen Bischofskonferenz ist, und sein nigerianischer Amtsbruder mit

Vertretern von Kirche in Not in den Dom zum Gebet des Kreuzwegs. Dabei war es Bischof Meier besonders wichtig, an der elften Station des Kreuzwegs innezuhalten.

Im Kreuzweg-Heftchen von Kirche in Not lautet diese Station „Wie zahlreich sind meine Bedränger“. Bebildert ist sie mit einem Foto von Bischof Oliver Dashe Doeme aus Maiduguri im Osten Nigerias, der in den Trümmern einer Kirche steht. Die Terrorsekte Boko Haram hat sie zerstört. Bischof Doemes Worte – Worte eines verfolgten Christen – solle

man in der Stille nachklingen lassen, bat Bischof Meier die Gläubigen im Dom. „Sie können unsere Gebäude zerstören, aber nicht unseren Glauben“, zitiert die Bildunterschrift den nigerianischen Geistlichen.

Nie in Sprache der Gewalt

Gerade heute spielten Religionsgemeinschaften als potenzielle Friedensvermittler eine wichtige Rolle, könnten umgekehrt aber auch bestehende Konflikte weiter verschärfen, sagte der Augsburger Bischof. Umso wichtiger sei es, dass alle gottgläubigen Menschen die Unverletzlichkeit des religiösen Bekenntnisses anerkennen und füreinander eintreten.

Zugleich müsse klar sein, dass die christliche Botschaft nie die Sprache der Gewalt sprechen und niemals mit Gewalt verteidigt werden darf, „sondern dem Beispiel unseres Herrn Jesus Christus folgend, im Bezeugen der Wahrheit durch Worte und Taten der Liebe“.

Zum Ende der Kreuzwegandacht spendeten Bischof Anagbe und Bischof Meier gemeinsam den Schlusssegnen.

Annette Zoepf

Hinweis

Ein ausführliches Interview mit Bischof Anagbe lesen Sie in der nächsten Ausgabe der Katholischen Sonntagszeitung bzw. Neuen Bildpost.



▲ Kinder, die vor dem Terror von Boko Haram geflohen sind, in einem Flüchtlingslager in Nigeria. Foto: Imago/Photothek

KUNDGEBUNG IN DER HAUPTSTADT

Das Leben konsequent schützen

Rund 4000 Menschen protestieren in Berlin gegen Abtreibung und Sterbehilfe

BERLIN – Wieder ungezählte Holzkreuze, dazu Schilder und Luftballons – meist in Grün, der Farbe von Fruchtbarkeit und Wachstum: Am vergangenen Wochenende machten sich zum 18. Mal tausende Menschen auf einen „Marsch für das Leben“ durch das Zentrum Berlins, um gegen Abtreibung und aktive Sterbehilfe zu protestieren. Unter ihnen waren mehrere Bischöfe, darunter der Berliner Erzbischof Heiner Koch und Regensburgs Oberhirte Rudolf Voderholzer.

Nach Angaben des Bundesverbands Lebensrecht (BVL), einem Zusammenschluss von 16 meist christlich geprägten Organisationen, waren es knapp 4000 Demonstranten und damit etwa ebenso viele wie im Vorjahr. Der Marsch bleibt damit die bundesweit größte Kundgebung dieser Art, wie es sie auch in vielen anderen Ländern gibt.

Gegendemonstranten

Auch in diesem Jahr gingen wieder mehrere hundert Gegendemonstranten auf die Straße. Unter anderem machte sich ein „Bündnis für sexuelle Selbstbestimmung“ aus Gewerkschaften, SPD, Grünen und Linkspartei akustisch bemerkbar, wurde aber von mehreren hundert Polizisten auf Abstand gehalten.

So weit, so bekannt aus den letzten Jahren. Geändert hat sich indes die politische Großwetterlage. Mit der Abschaffung des Werbeverbots für Abtreibungen konnten Gegner der gegenwärtigen gesetzlichen Abtreibungsregelungen aus ihrer Sicht einen wichtigen Erfolg erzielen. Bei der Kundgebung äußerte die frühere CDU-Bundestagsabgeordnete Sylvia Pantel die Sorge, dies sei nur der Einstieg in die Streichung des Paragraphen 218 und in andere Schritte zur weiteren Liberalisierung von Abtreibungen.

Druck zur Selbsttötung

Weitere Befürchtungen nannte der CDU-Bundestagsabgeordnete Hubert Hüppe. So warnte er mit Blick auf die geplante Neuregelung der Suizidbeihilfe, in der Folge könne auf viele Menschen ein Druck zur Selbsttötung entstehen, um etwa Angehörige zu entlasten. Auch wandte sich der frühere Be-



▲ Der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer (Mitte) in den Reihen der Lebensschützer beim „Marsch für das Leben“ vor dem Brandenburger Tor. Foto: pdr

hinderten-Beauftragte der Bundesregierung gegen eine Auswahl von Ungeborenen infolge der Tests auf Genschäden. Zudem warnte er davor, durch eine Zulassung von Leihmutterchaften „Frauen zu Gebärmachern zu machen“.

Die BVL-Vorsitzende Alexandra Maria Linder ergänzte, dass die vom Marsch erhobenen Forderungen auch international zunehmend in Frage gestellt würden. Sie kritisierte Bestrebungen etwa bei den Vereinten Nationen, ein Grundrecht auf Abtreibung zu verankern. Zugleich verteidigte Linder die neuen Vorschriften zu Schwangerschaftsabbrüchen in Ungarn. Dort müssen Frauen vor einer Abtreibung eine Bescheinigung einholen, dass sie sich die Herztöne ihres Embryos an-

gehört haben. Dies gehöre zu Recht zur Aufklärung einer schwangeren Frau, „damit sie weiß, was in ihrem Körper vorgeht“, so die BVL-Vorsitzende.

Bischof Rudolf Voderholzer sagte, er mache vor allem von seinem staatsbürgerlichen Demonstrationsrecht Gebrauch. Er setze sich ein für das Lebensrecht der Ungeborenen. Dieses sei vom Grundgesetz geschützt, doch das werde von verschiedenen Seiten immer mehr in Frage gestellt.

Kein Organ der Mutter

Im Vorfeld des „Marsches für das Leben“ hatte der Bischof in einem Radiobeitrag darauf hingewiesen, dass es sich bei dem Wort „Schwan-

gerschaftsabbruch“ um eine ideologische Verkürzung handle. Der Embryo sei nicht ein neues und weiteres Organ der Mutter. Es handle sich vielmehr um ein eigenständiges menschliches Wesen mit allen Potenzialen für ein Leben. Werde er getötet, werde ihm jede Chance auf eine selbstbestimmte Zukunft, auf eigene „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ geraubt, mahnte der Bischof.

„Klar bekennen“

Die derzeitige Politik, so Voderholzer weiter, fordere die Christen erneut heraus, „dass wir uns klar zum Lebensschutz bekennen“. Doch nicht erst der christliche Glaube verlange diesen. Für den Lebensschutz die Stimme zu erheben, geböten die Vernunft und das natürliche Sit-tengesetz. Darüber hinaus halte das Grundgesetz fest, dass die Würde des Menschen unantastbar sei. Sie zu achten und zu schützen, das sei Verpflichtung der staatlichen Gewalt.

Beim Abschlussgottesdienst in Berlin forderte der Rottenburg-Stuttgarter Weihbischof Thomas Maria Renz eine wissenschaftlich fundierte Debatte über den Lebensschutz. Wer Embryos nicht ab der Zeugung Menschenrechte zugestehe, müsse begründen, mit welchen Argumenten dies zu einem späteren Zeitpunkt der Fall sei.

Berlins Erzbischof Heiner Koch hatte zuvor erklärt, er mache mit, weil das Bewusstsein abnehme, „dass es sich bei dem ungeborenen Menschen um einen Menschen handelt, um ein eigenes lebenswertes Leben“. Jedes menschliche Leben in allen Phasen habe einen unabdingbaren Wert. Das betreffe natürlich auch „Menschen, die mitten im Leben zurückgewiesen werden. Ich erinnere hier an manche Menschenrechtsdiskussion oder Migrantendiskussion“.

Neben Erzbischof Koch, Bischof Voderholzer und Weihbischof Renz nahm der Vikarbischof der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, Emmanuel Sfiatkosi, an der Demonstration teil. Weitere kirchliche Spitzenvertreter wie der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, und der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki hatten ihre Unterstützung in schriftlichen Grußworten bekundet. Gregor Krumpholz/sm



▲ Demonstranten gehen hinter einem großen Banner, das die Zahl der Abtreibungen weltweit und in Deutschland anprangert. Foto: KNA

KRISEN, ZWEIFEL – UND UNERSCHÜTTERLICHES GOTTVERTRAUEN

Mit Jesus an Bord gibt es keinen Schiffbruch

Weltkirchbischof Bertram Meier will Gläubige in dunklen Zeiten ermutigen

AUGSBURG – Es sind buchstäblich dunkle Zeiten: vielerorts erlischt nachts das Licht in den Straßen, und die Kirchen werden auch nicht mehr angestrahlt. Die Liste an Krisenherden und -symptomen ist lang. In diesen schwierigen Zeiten empfiehlt der Weltkirchbischof der Deutschen Bischofskonferenz, Bertram Meier, in seinem aktuellen Hirtenwort, mit ganzer Liebe und voller Zuversicht auf den zu vertrauen, der Herr aller Zeiten und Krisen ist.

Liebe Schwestern und Brüder!
Eine Krise jagt die andere: Coronapandemie, Ukraine-Krieg, Energieknappheit, Sorge vor Inflation und Rezession, der Klimawandel, der eine vom Menschen verursachte Klimakrise ist. Selbst die Demokratie scheint „angezählt“. Viele haben Angst vor der Zukunft. Von der Krise als Chance zu sprechen, klingt zu oberflächlich. Wir müssen tiefer bohren: Ist der Krisenmodus unsere künftige Lebensform? Kann der Katastrophenfall zur Normalität werden? Wie gehen wir damit um, wenn uns Medien und Internetplattformen von einer negativen Schlagzeile zur nächsten hetzen? Ist das auf Dauer auszuhalten? Fragen über Fragen.

Früher galt noch die Hoffnung: Wenn die Welt auch bebzt, die Kirche steht. Sie ist der Fels in der Brandung. Das war einmal. In der Kirche selbst ist vieles ins

Wanken geraten. Das Schiff der Kirche bewegt sich derzeit auf schwerer See: Von außen bläst ihr der Gegenwind derer ins Gesicht, die sie kleinschreiben und kleinschreiben wollen, die ihre Rolle in der Gesellschaft als Privileg sehen, das aus der Zeit gefallen sei; von innen droht sie über eigenes Versagen zu stolpern und in den Strudel verschiedener Strömungen hineingezogen zu werden, an deren Gegensätzen die Einheit kippen könnte. Was sollen wir tun? Guter Rat ist teuer.

Meine heutigen Gedanken sind kein Patentrezept. Als Bischof bin ich ein Glied des Volkes Gottes. Die Fragen, die in der Luft liegen, sind auch die meinen. Vielleicht beschreiben die Krisen, mit denen wir konfrontiert sind, weniger eine Zeit fertiger Antworten als vielmehr eine Phase intensiven Fragens.

„Ich glaube! Aber hilf mir, dass ich nicht zweifle!“ So interpretierte Alistair McGrath – ein Theologieprofessor in Oxford, der als Atheist aus der Naturwissenschaft zum christlichen Glauben fand – die uns geläufige Formel: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben“ (Mk 9,24).¹ Wir

kennen den Namen des Mannes nicht, der einst diese denk-

würdigen Worte an Jesus richtete. Wer immer er auch war, jedenfalls drücken seine Worte die Ängste und Unsicherheiten aus, die auch viele von uns gerade umtreiben.

Wie wetterfest?

Die Krisen bringen ans Licht, was schon länger im Untergrund schwelte. Vielfach wurde Glaube einfach übernommen – aus Gewohnheit, aus Tradition, weil er zur Kultur gehörte. Doch ist der Glaube an Gott wirklich zu einem Teil von mir geworden? Habe ich ihn mir tatsächlich zu eigen gemacht – oder ihn nur übergestreift wie das Taufkleid, das mir einst angezogen wurde? Wie wetterfest ist mein Glaube?

Bohrende Fragen stehen im Raum. Wir leben nicht nur in einer Kirchenkrise, wir erleiden eine Glaubenskrise – auch in der Kirche. Kann man den „Kirchenleuten“ wirklich glauben? Kann ich Jesus und dem Evangelium vertrauen? Ist es nicht zu schön, um wahr zu sein? Interessiert sich Gott für mich? Hat er mich gern? Kann ich mich für Gott nützlich machen? Aus Gesprächen weiß ich: Tief im Herzen machen sich viele Christen darüber Sorgen; oft schämen sie sich

deswegen. Und die nagenden Zweifel werden unterdrückt. Doch die Fragen bleiben.

Es ist erstaunlich, wie schwer wir uns tun, über Zweifel zu reden. Manche wollen erst gar nicht über Zweifel nachdenken. Solch eine Haltung ist durchaus verständlich: Einerseits könnte man das Eingestehen von Zweifeln als Zeichen von Schwäche deuten, andererseits werden Zweifel selbst in Gesprächen mit Angehörigen und Freunden kaum thematisiert, denn das könnte sie verwirren oder gar ihrem Glauben schaden. Daher rate ich: Gehen wir transparent und konsequent mit unseren Zweifeln um! Wer glaubt, darf auch zweifeln.

Allerdings sollte klar sein, was echte Zweifel kennzeichnet. Zweifeln bedeutet etwas anderes als Skeptizismus – die bewusste Entscheidung, grundsätzlich alles, was mir vor Augen kommt, in Frage zu stellen. Ebenso unterscheidet sich Zweifeln vom Unglauben – der Haltung, nicht an Gott glauben zu wollen. Unglaube ist ein Willensakt, keine Verständnisschwierigkeit. Glaube und Zweifel schließen einander nicht aus, Glaube und Unglaube aber schon. Zweifeln gehört sogar in den Glauben hinein. Das sehen wir am Apostel Thomas, der den Spitznamen „Zweifler“ trägt und erst mühsam und über Umwege in den Osterglauben hineingewachsen ist. Zweifel sind geistliche Wachstumsschmerzen, damit der Glaube gefestigt wird.

Glauben ist stets ein Wagnis. Denn Gott ist kein Lehrsatz, sondern ein Du, eine Person, ein Gegenüber, dem ich mich stel-



◀ Bischof Bertram Meier stellt sich zu einem Selfie mit zwei jungen polnischen Tschenstochau-Pilgerinnen.

Foto: Sekretariat des Krakauer Metropoliten

len muss. Sich für Gott zu öffnen, erfordert bereits einen Akt des Vertrauens. Andererseits ist es auch eine bewusste Entscheidung, sich zu verschließen und nicht glauben zu wollen. Keines von beiden gründet auf absoluter Gewissheit – und soll es auch gar nicht. „Den Sprung in den Glauben kann mir niemand abnehmen“ (Sören Kierkegaard). Glaube ist kein Fürwahrhalten ohne Beweis, sondern Vertrauen ohne Vorbehalt: Vertrauen auf einen Gott, der sich für andere bereits als vertrauenswürdig erwiesen hat und auch mich durchs Leben begleiten will.

Exzellente Empfehlungen

Wo der Verstand nicht weiterkommt, sollen wir aber auch nicht ins andere Extrem verfallen und uns nur den Gefühlen überlassen. Daueraufregung hilft nicht weiter. Bewahren wir einen kühlen Kopf, Panikmache ist fehl am Platz. Besonnenheit und Selbstbeherrschung sind angesagt. Paulus rät: „Wir sollen nicht mehr unmündige Kinder sein, ein Spiel der Wellen, geschaukelt und getrieben von jedem Widerstreit der Lehrmeinungen, im Würfelspiel der Menschen, in Verschlagenheit, die in die Irre führt“ (Eph 4,14). Bei allem Schatten, der über der Kirche liegt, haben wir exzellente Empfehlungsschreiben, die für den Glauben sprechen: „eine Wolke von Zeugen“ (Hebr 12,1), bekennende Christinnen und Christen, viele bekannte und noch mehr unbekannt Heilige.

Zwar bin ich kein Prophet, doch ich wage einen Blick in die Zukunft. Der Kirche wird manches genommen werden: Geld, Personal, Immobilien, besondere Rechte. Bleiben die Lichter ausgeschaltet, ist das für mich ein Fingerzeig. Dunkle Kirchen kündigen schwere Zeiten an. Es kann ungemütlich werden. Auch wenn wir den Gürtel enger schnallen müssen, eines dürfen wir uns nicht nehmen lassen: unerschütterliches

Gottvertrauen. Es macht krisenfest. Es trägt. Es lädt den seelischen Akku auf. Davon bin ich überzeugt.

In mir klingen die Worte nach, die Papst Franziskus mitten in der Corona-Krise gesprochen hat. Wir kennen die Bilder, die um die Welt gingen: Am 27. März 2020 betete der Papst auf dem Petersplatz – er ganz allein, bei strömendem Regen, stellvertretend für die Stadt Rom und den Erdkreis.

Er sagte: „Seit Wochen scheint es, als sei es Abend geworden. Tiefe Finsternis hat sich auf unsere Plätze, Straßen und Städte gelegt; sie hat sich unseres Lebens bemächtigt. Wir sind verängstigt und fühlen uns verloren. Wie die Jünger wurden wir von einem unerwarteten heftigen Sturm überrascht. Uns wurde klar, dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos sind. Alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistehen. (...) Der Sturm legt unsere Verwundbarkeit bloß und deckt jene falschen und unnötigen Gewissheiten auf, auf die wir bei unseren Plänen, Projekten, Gewohnheiten und Prioritäten gebaut haben. Er macht sichtbar, wie wir die Dinge vernachlässigt und aufgegeben haben, die unser Leben und unsere Gemeinschaft nähren, erhalten und stark machen.“

Weiter sagte Papst Franziskus: „Mit dem Sturm sind auch die stereotypen Masken gefallen, mit denen wir unser ‚Ego‘ in ständiger Sorge um unser eigenes Image verkleidet haben; (...) Wir haben unerschrocken weitergemacht in der Meinung, dass wir in einer kranken Welt immer gesund bleiben würden. (...) Du, Herr, rufst uns auf, diese Zeit der Prüfung als eine Zeit der Entscheidung zu nutzen. (...) Der Anfang des Glaubens ist das Wissen, dass wir erlösungsbedürftig sind. Wir sind nicht unabhängig, allein gehen wir unter. Wir brauchen den Herrn so wie die alten Seefahrer die Sterne. Laden wir Jesus in die Boote unseres Lebens ein.



▲ Jesus bleibt ruhig, so sehr die Wogen auch toben: Rembrandts „Sturm auf dem See Genezareth“ ist seit dem Kunstraub von Boston 1990 verschwunden. Die einzige „Seeszene“ des großen Künstlers enthält übrigens einen 13. Apostel – vermutlich ein Selbstporträt. Foto: akg-images

Wie die Jünger werden wir erleben, dass wir mit ihm an Bord keinen Schiffbruch erleiden.“

Welch existenzielle Wahrheit in diesen Gedanken liegt, zeigte mir eine dienstliche Reise, die mich im Sommer nach Polen führte – in ein Land, das sturmerprobt ist. Zwei Erlebnisse, die unterschiedlicher nicht sein können, haben mich tief bewegt: der Besuch in Auschwitz anlässlich des 80. Todestages der heiligen Edith Stein und der Gebetsmoment im Hungerbunker des heiligen Franziskaners Maximilian Kolbe sowie die beeindruckende Fußwallfahrt zur Schwarzen Madonna nach Tschenschow, zu der 10 000 vorwiegend junge Pilger gekommen waren. Beide Orte gehören zusammen. Tschenschow ist das geistliche Herz Polens, das in Auschwitz pulsiert bis zur Hingabe des eigenen Lebens.

Hingabe ist der Maßstab, mit dem die Kirche steht und fällt. Jetzt ist die Zeit für eine Reform der Herzen: Nur die Liebe zählt. Das hat schon Petrus in Jerusalem gepredigt: „Kehrt um und tut Buße, damit eure Sünden getilgt werden und der Herr Zeiten des Aufatmens kommen lässt“ (Apg 3,19f). Neutrale Glaubensinformation reicht nicht, die Glaubwürdigkeit des Lebens ist gefragt, das Zeugnis, die Martyria.

Auch der heilige Bruder Klaus, zu dem heuer wieder viele Mitglieder des katholischen Landvolks zu Fuß nach Flüeli in den Ranft gepilgert sind, war sich dessen bewusst. Darum hat er täglich gebetet:

*Mein Herr und mein Gott,
nimm alles von mir,
was mich hindert zu dir.
Mein Herr und mein Gott,
gib alles mir,
was mich fördert zu dir.
Mein Herr und mein Gott,
nimm mich mir und gib mich
ganz zu eigen dir.*

Ein solches Gottvertrauen erbitte ich Euch, liebe Schwestern und Brüder, mit besten Segenswünschen für uns alle!

Augsburg, zum 25. September 2022, dem Gedenktag des heiligen Bruder Klaus

+ *Bertram*

Bischof von Augsburg



▲ Am 27. März 2020, auf dem Höhepunkt der Corona-Krise, betete Papst Franziskus ganz allein auf dem Petersplatz für die Stadt Rom und den Erdkreis. Foto: KNA

1) Alister McGrath, Zweifel. Der Thomas in jedem von uns. Gott ist größer, als man denkt. (Englisches Original: Doubt in Perspective 2006), Hänssler Verlag Holzgerlingen 2007, S. 11.

Buchtipps



Rationale Umweltpolitik statt Klimahysterie und Aktionismus

APOKALYPSE, NIEMALS!
Warum uns der Klima-Alarmismus krank macht
Michael Shellenberger
Langen Müller Verlag
ISBN 978-3-7844-3623-4
460 Seiten, 28 Euro

„Meine Oma ist 'ne alte Umweltsau“, sang der Kinderchor des WDR 2019. „Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut“, skandierten schwänzende Schüler auf Fridays-for-Future-Demonstrationen wie dieser Tage beim Klimastreik. Kein Tag scheint ohne Schlagzeilen über die Auswirkungen des „menschengemachten Klimawandels“ auszukommen.

Während durch Energiewende und die Abhängigkeit von russischem Gas nicht sicher ist, wie die Strom- und Gasversorgung im kommenden Winter möglich und bezahlbar ist, überlegt die „Letzte Generation“, ob es sich lohnt, vor der Klimakatastrophe noch Abitur zu machen. Sie klebt sich im Berufsverkehr auf die Straße, um Autos (und als Kollateralschaden auch Rettungsfahrzeuge) zu behindern.

Die Debatte ist hochemotional aufgeladen. Viele Menschen empfinden sie als hysterisch und fragen sich, wie sich die Situation so anheizen konnte und ob so radikale Maßnahmen wirklich notwendig sind. Hier setzt Michael Shellenbergers Buch „Apokalypse, niemals! Warum uns der Klima-Alarmismus krank macht“ an. Geschrieben wurde es von einem einstigen kalifornischen Aktivist, der sowohl Umweltbewegungen erlebt hat als auch die Lebenswelt der Menschen in Entwicklungsländern. Anschaulich schildert er Erfahrungen, wie deren Bedürfnisse mit teils weltfremden Forderungen der Umweltorganisationen zusammenprallen.

Shellenberger vertritt unpopuläre Positionen: Er befürwortet einen überlegten Gebrauch von Plastik, spricht sich gegen die komplette Ablehnung von Billigkleidung und für Atomstrom aus – und kann seine Meinung begründen. An Beispielen räumt er mit Mythen auf und weist auf Widersprüche hin.

Das Verbot von Plastikstrohhalm oder einen rigiden Plastikverzicht ordnet er als Aktionismus ein. Er erinnert daran, dass Kunststoff-Alternativen nicht unbedingt umwelt- oder tierfreundlich sind: Das Anfertigen von Gebrauchsgegenständen aus Schildpatt etwa brachte Schildkröten Leid und Tod. Um Umwelt und Weltmeere vor Plastikabfällen zu bewahren, müs-

se man auch Entsorgungssysteme und neue wissenschaftliche Erkenntnisse in den Blick nehmen.

Quellenbasiert schildert Shellenberger, wie sich Kampagnen gegen Regenwaldabholzung, Plastikverwendung, zu großen Fleischkonsum oder die Angst vor Atom-Energie entwickelt haben. Meist standen am Anfang emotionale Bilder, die nicht die Wirklichkeit oder nur einen Ausschnitt zeigten. Am Beispiel Atomkraft zeigt Shellenberger, wie Lobbygruppen aus wirtschaftlichen Interessen die Angst der Bevölkerung vor Nuklear-Energie schürten und sie gegen den Bau von Kraftwerken mobilisierten.

Ebenso quellenbasiert untermauert er seine Argumentation, indem er Zahlen, auf denen Politik und Nichtregierungsorganisationen ihre Forderungen aufbauen, ins Verhältnis setzt und vergessene Kontexte ins Gedächtnis zurückholt: Die Hungersnot in Irland etwa wurde nicht nur durch Kartoffelfäule verursacht, sondern auch durch erzwungene Nahrungsmittelabgaben an Großbritannien. Maßnahmen dürften nicht rein auf Modellrechnungen fußen, sondern müssten im Hinblick auf Umsetzbarkeit gefasst werden, fordert Shellenberger.

Wie sich der „Klima-Alarmismus“ entwickelt hat, weshalb er Jugendliche anspricht und welche Rolle Emotionen spielen, erörtert Shellenberger mit Blick auf Kulturgeschichte und Psychologie. Indem er daran erinnert, dass Wut und Angst gedankenlos handeln lassen, fordert er sachliche Auseinandersetzung, Dialog und Optimismus: Man solle auf Erreichtem aufbauen.

Das Buch vermittelt dem Leser einen differenzierten Blick auf den „menschengemachten Klimawandel“ und politische Maßnahmen. Shellenberger animiert dazu, genau hinzusehen – bei jeder Schlagzeile, bei jeder vorgeblich rettenden Maßnahme, bei Zahlen, die ein Weltuntergangsszenario aufscheinen lassen.

Mit 460 Seiten mag das Buch umfangreich sein. Shellenbergers Leidenschaft mag irritieren. Andererseits braucht es vollständige Hintergründe und ein Aufrütteln, um die emotionalisierte Debatte von mehreren Seiten zu betrachten. /s

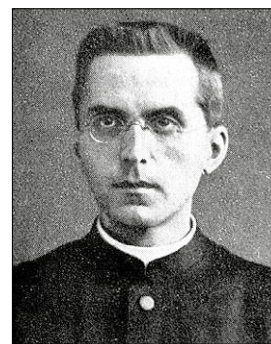
VOR 50 JAHREN GESTORBEN

Fromm und intellektuell

Jesuit Erich Przywara war Priester und Philosoph – Gesprächspartner von Geistesgrößen der Zeit

MÜNCHEN – Seine oberschlesische Marienfrömmigkeit prägte sein Leben. Sein Wissenshunger und seine philosophisch-theologischen Studien ließen ihn zum Gesprächs- und Korrespondenzpartner für Geistesgrößen wie Edith Stein, Martin Buber, Reinhold Schneider oder Hans Urs von Balthasar werden. Vor 50 Jahren, am 28. September 1972, starb er 82-jährig und hinterließ ein reichhaltiges schriftstellerisches Erbe: Jesuitenpater Erich Przywara.

Selbst Hochgelehrte seiner Zeit bezeichneten Przywaras Abhandlungen als intellektuell „hoch angesiedelt“. Er sei kein „Mann der leichten Feder“, hieß es bisweilen. Unter den Lesern, die vom Tiefgang in Pater Przywaras Schriften beeindruckt waren, sticht die spätere Widerstandskämpferin gegen die Nazionalsozialisten, Sophie Scholl, heraus. Trotz all seiner Gelehrtheit blieb der Pater, der nie in der Pfarrseelsorge tätig war, seiner marianischen Volksfrömmigkeit treu.



bildung endete für den inzwischen 30-jährigen Przywara mit seiner Priesterweihe am 24. August 1920.

Der Orden wollte sich die intellektuellen Fähigkeiten des Paters zunutze machen und setzte ihn nicht in der Seelsorge einer Gemeinde ein. Stattdessen kam Przywara in die Redaktion der monatlich erscheinenden Jesuiten-Zeitschrift „Stimmen der Zeit“, die sich mit dem

Geistesleben der Gegenwart beschäftigt. Bis zum Herausgabeverbot durch die Nazis 1941 konnte er dort wirken.

Nun folgten vertiefende Studien, die ihn zum Experten für philosophische Weltansichten machten. Der Erzbischof von München, Kardinal Michael von Faulhaber, beauftragte Pater Przywara mit der Seelsorge der Altkademiiker. Trotz andauernder Krankheit schrieb der Jesuit nach Kriegsende noch 25 Bücher und rund 300 Aufsätze und Fachartikel – darunter sein in geradezu kindlichem Vertrauen verfasstes Mariengebete „Maria bis zuletzt“.

Elmar Lübbers-Paal

Das schlesische Rom

Im oberschlesischen Kattowitz wurde Przywara (Foto: gem) am 12. Oktober 1889 geboren. Er war das erste Kind seines aus einer polnischen Bauernfamilie stammenden Vaters und seiner Mutter, die aus einer deutschen Beamtenfamilie aus Neißة stammte. „Schlesisches Rom“ nannte man jene hauptsächlich durch Bergbau und aufstrebende Industrialisierung bekannte Stadt.

Mit einem sehr guten Abitur beendete der Schüler Erich Przywara seine humanistische Gymnasialzeit. Mit 18 Jahren trat er in den Niederlanden dem Jesuitenorden bei. In Deutschland wäre dies aufgrund des im Kulturkampf beschlossenen „Jesuitengesetzes“ nicht möglich gewesen: Demnach durfte der Jesuitenorden keine Niederlassung innerhalb des Deutschen Reichs haben.

Seine musikalischen Fähigkeiten durfte der junge Geistliche zwischen 1913 und 1917 als Musikpräfekt am Kollegium „Stella Matutina“ im österreichischen Feldkirch unter Beweis stellen. Dort schuf er viele Erbauungslieder. Seine jesuitische Aus-

Maria bis zuletzt

In des Lebens letzten Stunden,
o Maria, bleib bei mir:
Wo ich Zuflucht stets gefunden,
halt mich, Mutter, fest bei Dir!

Wenn die Augen mir verblassen,
wenn das Herz zur Ruhe geht,
wenn die Menschen mich verlassen,
nur der Tod am Lager steht:

In des Lebens letztem Streite,
Mutter, hilf, verlass mich nicht,
gib barmherzig mir Geleite,
sei mein Anwalt im Gericht!

Wenn ich büße in den Flammen,
wenn ich warte vor dem Tor:
Mit den Engeln dann zusammen
Fleh für mich zu Gott empor:
Bitt bei Deinem lieben Sohne,
seine Mutter hört Er gern,
reich die Hände mir vom Throne,
Mutter, führe mich zum Herrn!

„ROBO DE LOS SANTOS“

Der Raub der Zwillingenbrüder

Im Herzen Spaniens ehrt eine spektakuläre Fiesta die Heiligen Kosmas und Damian

Die Männer mit den zwei Heiligen auf den Schultern machen Tempo. Irgendwo in den Gassen nämlich lauern Diebe, trachten Nachbarn nach den Zwillingenbrüdern auf ihrer von Nelken geschmückten Trage. Kosmas und Damian wollen sie an den Kragen, den Bärtigen mit dem Heiligenschein. Jährlich am 27. September sind sie in Arnedo auf Tour, einer kleinen Stadt in La Rioja, Spaniens wichtigster Weinbauprovinz.

Wie immer zum Fest der beiden Brüder stehen die Bürger ihren Stadtpatronen Spalier und warten auf die Burschen aus der Nachbarschaft, die ihnen die Heiligen rauben wollen. „Robo de los Santos“ heißt der Brauch, einer der ausgefallensten in Spanien. Es ist der religiöse Auftakt zu einem weltlichen Spektakel, zu einer Woche mit Jubel, Trubel und Heiterkeit, zu einer typischen spanischen Fiesta eben.

Punkt Elf verlassen Kosmas und Damian ihr Domizil, die alte Pfarrkirche hoch über dem Städtchen, das für seine Schuhproduktion bekannt ist. Kastagnetten und Glockenklang begleiten den Auszug der Zwillinge. Im Feststaat sind viele Bürger gekommen, einige gar in Tracht. Richtung Rathaus geht es weiter, durch alte Gassen ins Zentrum Arnedos.

Heilige in Bedrängnis

Plötzlich geraten die Heiligen in Bedrängnis: Ein gutes Dutzend meist junger Burschen attackiert die Männer mit der Trage. Schnell reagieren die Einheimischen und drängen die Heiligenräuber unsanft ab. „Autrono“, rufen sie den Bösewichten hinterher. Aus der Nachbarprovinz Navarra stammen die Fremden, die Kosmas und Damian für sich beanspruchen.

Mindestens seit dem 17. Jahrhundert reklamieren die Menschen in Navarra die beiden Heiligen für sich. Denn früher, erzählt eine Legende, seien Kosmas und Damian in Andosilla zu Hause gewesen, von wo sie die Bürger Arnedos irgendwann gestohlen hätten. Historische Belege gibt es dafür nicht. Aber bis heute kommen die Navarros Jahr für Jahr gern nach Arnedo, um lautstark und öffentlich die Rückgabe der Heiligen zu fordern.

Schon früh morgens singen die Burschen aus Navarra den beiden



▲ Mit Musik und festlich gekleidet tragen die Menschen von Arnedo ihre Zwillingen-Heiligen Kosmas und Damian durch die Straßen. Fotos: Schenk

ihre Loblieder. Das Volk Arnedos ist dann meist müde auf dem Heimweg von den vielen Festen, mit denen es am Vortag den Namenstag der beiden Heiligen gefeiert hat. Heiße Schokolade und Fettgebackenes warten jetzt auf die Spätheimkehrer und sind ihnen Muntermacher nach einer durchzechten Nacht.

Immer wieder reklamiert das halbe Hundert Burschen aus Navarra die Heiligen für sich. In Liedern und Gedichten tragen sie den Menschen Arnedos ihre Argumente vor, wie immer witzig und wortreich. Doch die geben Kosmas und Damian nicht frei. „Autrono“ machen sie die Schönredner nieder, die wenig

später ihre nächste Attacke starten. Es ist der dritte und letzte Raubversuch – mehr sind im Drehbuch des Brauchs nicht vorgesehen.

Gegen Mittag kehren Kosmas und Damian in die Kirche zurück. Sie geben so das Startsignal für acht lange Feiertage: für eine spanische Festwoche, in der mittags Fisch und Fleisch in riesigen Pfannen und Töpfen brutzeln und die sogenannten Peñas den Gästen aus nah und fern das Beste aus Küche und Keller servieren. Jene geselligen Vereine und Gesellschaften sind die Organisatoren des Heiligenfests.

Theater und Stierkampf

Für die Jüngsten gibt es Marionettenspiel, für die Älteren Volkstheater und Stierkampf. Bis tief in die Nacht spielen die Orchester. Man tanzt und singt auf den Straßen. Der Raub der Heiligen scheint dann längst vergessen, jenes kleine Spektakel zum Festbeginn, das Arnedos Kirchweih zum großen Fest hat werden lassen. *Günter Schenk*

Hintergrund

Kosmas und Damianus waren der Überlieferung nach Zwillingenbrüder aus Syrien. Als Ärzte sollen sie die Menschen kostenlos behandelt und so zum Christentum bekehrt haben. Unter dem römischen Kaiser Diokletian seien sie gefoltert und schließlich enthauptet worden, erzählt die Legende. Sichere historische Nachrichten über ihr Wirken fehlen zwar. Die bereits um das Jahr 500 belegte Verehrung der beiden Heiligen gilt aber als Beleg für den historischen Kern der Legenden.

Viele Kirchen wurden den heiligen Zwillingenbrüdern gewidmet. Im Mittelalter fanden die Mediziner vor allem in den immer wieder von Seuchen bedrohten Großstädten Verehrung. Um 850 brachte ein Hildesheimer Bischof einen Teil ihrer Reliquien nach Deutschland. Heute finden sich Teile der Gebeine in Essen und München. Ammen, Ärzten, Apothekern, Drogisten, Friseuren, Krämern und Zuckerbäckern gelten Kosmas und Damian als Schutzpatrone. Ihr Festtag ist der 26. September. *Günter Schenk*



▲ Schloss Corvey gehört seit 2014 zum Weltkulturerbe der Unesco. Am rechten Rand der Anlage: das bedeutende karolingische Westwerk (873 bis 885).

WELTKULTURERBE FEIERT

Kloster, Wallfahrtsort, Schloss

Corvey wird 1200 Jahre alt – Glaubensbastion Karls des Großen im Land der Sachsen

HÖXTER – Mit einem Festakt am 25. September startet Corvey die Feiern zum 1200-jährigen Jubiläum des ehemaligen Klosters. Genau an diesem Tag im Jahr 822 nämlich begannen Mönche aus der nordfranzösischen Benediktinerabtei Corbie an der Weser mit ihrer Missionsarbeit.

Die Gründung ihres Klosters, dessen Bauten heute zum Weltkulturerbe der Unesco zählen, war ein Meilenstein im Rahmen der Christianisierung Europas. Aus „Nova Corbeia“, dem neuen Corbie, wurde schließlich das mächtige Kloster Corvey, Jahrhunderte lang eines der wichtigsten geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren von Mitteleuropa.

Viktor Metternich-Sándor, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, empfängt Gäste gern vor der Kirche der ehemaligen Reichsabtei. „Seine Durchlaucht“ sprechen ihn Mitarbeiter noch immer manchmal an, wohl wissend, dass sie dem Hausherrn so schmeicheln. „Corvey 1“ heißt seine Postadresse schlicht. Dahinter verbirgt sich eine große barocke Schlossanlage. „21 000 Quadratmeter umbauter Raum, dazu vier Hektar Dachfläche und 600 Fenster“, rechnet der Schlossherr Besuchern vor.

Seit Juni 2014 gehört Corvey als eine der bedeutendsten Stätten des mittelalterlichen Deutschlands zum Weltkulturerbe. Viele Zehntausend Besucher machen in der vor den Toren Höxters gelegenen Anlage inzwischen jährlich Station. Der Welt-

erbetitel der Unesco hat den Besucherstrom Richtung Corvey enorm beschleunigt.

Corveys Prachtstück aber, die Kirche mit dem weltweit einmaligen Westwerk – ein der Basilika westlich vorgesetzter Raum und wegen seiner Türme aus Bruchsteinen aus der Ferne sichtbar – gehört schon längst nicht mehr der Fürstenfamilie. Vik-

tors Vater hatte die Kirche 1977 dem Bistum Paderborn vermacht, das heute seine schützende Hand über die uralten Mauern hält.

Es war Karl der Große, der Ende des achten Jahrhunderts in jene Region vorgedrungen ist, in der heute die Bundesländer Hessen, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen aneinanderstoßen.

In blutigen Schlachten unterwarf er die dort lebenden heidnischen Sachsen und sicherte die Furten durch die Weser.

Zur Demonstration seiner Macht schwebte Karl dem Großen ein gewaltiges Kloster vor, in dem nicht mehr wie bei den Sachsen viele Götter zur Anbetung standen, sondern nur noch der eine christliche Gott. Eine Trutzburg des neuen Glaubens sollte es werden, ein irdisches Abbild des himmlischen Jerusalem. Zwei Vettern Karls des Großen gründeten Sachsens älteste Benediktinerabtei als Tochter des Benediktinerklosters Corbie an der Somme.

Privilegien für das Kloster

Karls Sohn Ludwig der Fromme stattete das Kloster 823 mit weitreichenden Privilegien wie der freien Abtwahl aus. Dies ließ das Kloster rasch wachsen. 836 holten die Mönche schließlich die Reliquien des heiligen Vitus aus Paris an die Weser – die sterblichen Überreste eines Heiligen, der heute zu den 14 Nothelfern zählt und noch immer Corveys Schutzpatron ist.

Die Lebensgeschichte des heiligen Vitus war für die Benediktiner in Corvey ein medialer Turbo bei der Missionierung der Sachsen und Slawen. Schließlich war Vitus bei seinem Märtyrertod gerade einmal sieben Jahre alt: ein Kind noch, das von einer Amme christlich erzogen und deshalb von seinem heidnischen Vater später gezwungen wurde, dem neuen Glauben wieder abzuschwören.



▲ Der prächtig gestaltete Haupteingang zum Schloss und früheren Kloster Corvey.



▲ Der Nordflügel beherbergt eine Bibliothek mit rund 74 000 Büchern.

Zusammen mit seiner Amme und seinem Lehrer floh Vitus deshalb aus dem Elternhaus, ehe ihn die Häscher des römischen Kaisers und gnadenlosen Christenverfolgers Diokletian fassten und den Löwen zum Fraß vorwarfen. Die aber kuschelten angeblich lieber mit dem Knirps, statt ihn zu töten, sodass Diokletian ihn in siedendes Öl werfen ließ. Erst die folgende Enthauptung machte dem Leben des Kindes ein Ende.

Ausgestattet mit diesen Legenden wurde Vitus schnell zum Sympathieträger bei den Sachsen und Slawen, die seine Kopfreliquie schließlich in den Veitsdom nach Prag überführten. Im Zug der Christianisierung des europäischen Ostens soll Vitus, heißt es, letztlich die ranghöchste slawische Gottheit Svantevit ersetzt haben.

Schnell entwickelte sich Corvey so zum wachsenden Wallfahrtsort.

Info

DARMSTADT - Wissenschaftler aus Darmstadt erwecken den historischen Zustand des ehemaligen Klosters Corvey bei Höxter digital wieder zum Leben. Das Fraunhofer-Institut für Graphische Datenverarbeitung entwickelt eine App, die Nutzer mit Hilfe von „augmented reality“ durch das auf eine 1200-jährige Geschichte zurückblickende Kloster führt.

Rekonstruiert wurden nicht nur die Räumlichkeiten, sondern auch Wandmalereien oder Stuckfiguren, teilte das Institut mit. Geladene Gäste der Jubiläumsfeier am 25. September erhalten bereits Einblick in eine Vorab-Version der App. Reguläre Besucher bekommen die historischen Bilder zur Eröffnung der kommenden Saison im April 2023 zu sehen. *KNA*

Das zwang zum weiteren Ausbau des Klosters. Befördert wurde der vor allem von Kaiser Heinrich II., einem sächsischen Ottonen, der allein siebenmal in der Reichsabtei zu Gast war und sie mit immer neuen Ländereien ausstattete.

Das mächtige Westwerk

Zu den Prunkstücken in Corvey gehört das mächtige Westwerk aus karolingischer Zeit mit seinem eindrucksvollen Turm und der Eingangshalle. Eine Mauerinschrift aus der Gründungszeit in der damals üblichen lateinischen Sprache erinnert noch heute daran, dass das Kloster mit seiner Kirche schon früh auch von weltlichen Bauten umgeben war: „Herr, umgib diese Stadt und lass deine Engel Wächter ihrer Mauern sein.“

Kunsthistorisch gilt das Westwerk als eines der ältesten erhaltenen sakralen Bauwerke in Nordeuropa. Zu seinen Juwelen gehören die eindrucksvollen Wandmalereien mit Szenen aus der griechischen Mythologie, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg bei Renovierungsarbeiten wiederentdeckt wurden. Auch wenn es meist nur noch Reste großformatiger Illustrationen sind, verraten sie viel vom Bemühen ihrer Erschaffer, antike Motive christlich umzudeuten.

Corveys Basilika war der Mittelpunkt eines regelrechten klösterlichen Imperiums. Im Hochmittelalter gehörten ihm mehr als ein halbes hundert Kirchen an – bis in die Niederlande, bei Bremen und Siegen im Westen und bei Halberstadt im Osten, dazu zahllose Gutshöfe im Norden und Osten des damaligen Heiligen Römischen Reichs.

Im 30-jährigen Krieg wurde das Kloster schwer mitgenommen. Mit Ausnahme des noch heute bestehenden Westwerks wurde die zerstörte karolingische Klosterkirche deshalb



▲ Schlossherr Viktor Metternich-Sándor, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, weist auf das karolingische Westwerk. *Fotos: Schenk*

abgebrochen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann man mit dem Neubau der Kirche und weiterer Teile der Klosteranlage. Damals erhielt Corvey sein bis heute prägendes barockes Gesicht, das die weltliche Macht der damals amtierenden Reichsfürsten an der Weser zum Ausdruck brachte.

Bebaut wurde ein Areal von rund 80 000 Quadratmetern, dessen Durchfahrt zum Innenhof noch heute die beiden Figuren der ersten großen Förderer des Klosters zieren: Karl der Große und Ludwig der Fromme. Ihre herrschaftlichen Ansprüche manifestierten die Äbte unter anderem im prachtvollen Kaisersaal, noch heute eines der Prunkstücke der Schlossanlage.

Bistum mit 13 Pfarreien

Mit der Säkularisation ging die Macht der Äbte zu Ende. Ausgerechnet am Karfreitag 1792 erhielt das Kloster einen Brief des Papstes: Er sah die Umwandlung der Reichsabtei in ein Fürstbistum mit 13 Pfarreien und eigenem Priesterseminar vor. Ein gutes Jahrzehnt später war das Kloster endgültig Geschichte und wurde als Entschädigung für die Abgabe anderer Ländereien zunächst Friedrich Wilhelm von Nassau-Oranien zugesprochen.

Fünf Jahre später wurde es dem Königreich Westphalen eingegliedert, dann fiel es an Preußen. 1820 wurde Viktor Amadeus, Landgraf von Hessen-Rotenburg, neuer Herr über Schloss Corvey. Er vererbte den Besitz seinem Neffen. Heute sind die Herzöge von Ratibor und Fürsten von Corvey Eigner des Klosterkomplexes. Den Titel verlieh ihnen 1840 der preußische Staat.

Für die Fürsten ist das Anwesen mit seiner über 100 Meter langen Westfront und über 30 Fensterachsen eine teure Immobilie, die es nicht zuletzt mit staatlichen Finanzspritzen zu sichern und zu unterhalten gilt. Dazu gehören die Salons, in denen etwa die Komponisten Franz Liszt und Richard Wagner gern gesehene Gäste waren.

Im Nordflügel des Schlosses warten rund 74 000 Bücher in 15 Sälen auf Leser. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter der deutschen Nationalhymne und in Corvey begraben, hatte die bedeutende Sammlung einst als Bibliothekar betreut. Während seiner Dienstzeit wurden Tausende neuer Bände angeschafft. Die prächtigsten Exemplare liegen jetzt aufgeschlagen in Glasvitrinen.

Günter Schenk

Informationen

im Internet: www.corvey.de

18 Wir lebten sehr bescheiden. Brot, Kartoffeln, Milch und Käse waren unsere einzigen Lebensmittel, Fleisch sahen wir nie. Wir bekamen Lebensmittelkarten und holten unsere kargen Rationen im fünf Kilometer entfernten Kuschwarda, dem nächsten größeren Ort. So lange Wege waren für uns alltäglich und nichts Besonderes.

In Kuschwarda waren Amerikaner stationiert, die in der Mittagszeit ihre prall gefüllten Essgeschirre vor sich hertrugen. Sie waren freundlich, riefen mir gelegentlich irgendetwas zu oder piffen hinter mir her. Ich war damals mit meinen 23 Jahren noch eine junge Frau und, wenn man das sagen darf, auch ganz hübsch.

Ab und zu versuchte ich, ihnen Post für Franz mitzugeben an die Adresse, die auf dem einzigen Briefstand, der mich erreicht hatte. Es war das amerikanische Lager Dermott im Staat Arkansas, wo Franz gefangen gehalten wurde. Doch er erhielt diese Briefe nie, wie er mir später erzählte. Auch ich bekam nie mehr einen Brief von ihm, obwohl er mir regelmäßig geschrieben hatte.

Am Fronleichnamstag flocht ich für Peter ein Kränzchen aus Margeritenblumen, setzte es auf seine blonden Haare und zog ihn im Handwagen nach Kuschwarda in die Kirche. Das waren unsere kleinen Freuden in dieser Zeit.

Ein besonders schönes Weihnachtserlebnis ist mir immer noch so intensiv in Erinnerung geblieben, als wäre es gestern gewesen: Nach kleineren Einkäufen in Kuschwarda, das auf einer Anhöhe lag, befand ich mich gerade auf dem Heimweg. Von dort hatte man eine weite Sicht in die Landschaft. Es war ein herrlicher Tag und vom blauen Himmel strahlte die Sonne über das Land. Beeindruckt von der Schönheit der Winterlandschaft schweifte mein Blick über die schneebedeckten Felder, die in der Sonne glitzerten, und über die dunklen Wälder, deren Silhouette sich am Horizont abzeichnete. Ich atmete tief durch, alles Belastende schien von mir in der Ruhe dieses Anblicks abgefallen zu sein.

Auf einmal ertönte aus den umliegenden Dörfern das Mittaggläuten. Ein erstes Glöcklein begann, weitere kamen mit hellem Klang hinzu und vereinigten sich zu einem wunderbaren Glockenkonzert, das eindrucksvoll durch die Winterlandschaft tönte. Weit und breit war kein Mensch, nur ich, wie allein auf dieser Welt. Fasziniert gab ich mich dem Genuss dieses Erlebnisses hin. Trotz Armut und Hoffnungslosigkeit durchströmte mich ein tiefes, inneres Glücksgefühl, das ich kaum



Der Versuch, nach Deutschland zu kommen, misslingt. Aber Sonja, ihre Mutter und der kleine Peter haben es in ihrem Dörfchen im Böhmerwald nicht schlecht erwischt. Der tschechische Kommissar ist ein gutmütiger Mann. Er bietet Sonja sogar eine Stelle in der Gemeindekanzlei an.

fassen konnte. Dieses Glockenkonzert in der strahlenden Winterlandschaft in Böhmen war mein bisher schönstes Weihnachtserlebnis.

Einige Stunden später feierten meine Mutter, Peter und ich den Heiligen Abend in einer solchen Armseligkeit, wie wir ihn noch nie begangen hatten. Und doch war mir im Innersten froh zumute, ich spürte irgendwie, dass alles gut werden würde.

Der Winter brachte sehr viel Schnee und die kleinen Häuschen mit den winzigen Fenstern waren bis zum Dach zugeschneit, sodass wir uns einen Gang schaufeln mussten, um ins Dorf zu kommen.

Inzwischen hatten wir einige Leute aus dem Ort kennengelernt. Vor allem für meine Mutter war das schön, so war sie nicht nur mit dem kleinen Peter zusammen. Ich hatte ohnehin viel Kontakt mit der Bevölkerung durch die Arbeit in der Gemeinde.

Zu den Dingen, mit denen sich die Dorfbewohner die langen Abende vertrieben, gehörte das „Tischrücken“. Aus purer Neugierde waren meine Mutter und ich auch einmal dabei, und es überraschte mich sehr, wie der Tisch alle Fragen, die an ihn gestellt wurden, beantwortete. Man musste die Tischplatte erst warm reiben und dann die Hände so darauflegen, dass die Finger der Umstehenden sich berührten und eine Kette bildeten. Anschließend stellte man die Fragen.

Meine Mutter, die sich zu okkulten Dingen schon immer hingezogen gefühlt und früher oft Karten gelegt hatte, fragte, in wie vielen Monaten Franz aus der Gefangen-

schaft zurückkommen würde. Der Tisch klopfte sechsmal, was „im Juni“ heißen sollte. Die Zukunft sollte beweisen, dass der Tisch recht gehabt hatte. Dann fragten wir nach der Zahl meiner Kinder. Der Tisch klopfte zweimal fest und machte ein drittes Mal nur einen kleinen Hüpfen. Auch das sollte sich Jahre später als richtig erweisen.

Schließlich konnte meine Mutter es nicht lassen, nach ihrer Lebenszeit zu fragen, obwohl ich sie in die Seite puffte und den Kopf schüttelte. Das wollte ich nämlich nicht wissen. Der Tisch klopfte 58 Mal, wir zählten genau mit. Vielleicht war dem Tisch die Klopferei zu viel geworden oder er hatte sich verrechnet, denn sie wurde 86 Jahre alt. Meine Mutter war damals Ende 40 und der Gedanke, dass sie nur noch wenige Jahre leben sollte, war für mich unerträglich.

Aber ich konnte die Antwort des Tischchens nicht aus meinem Gedächtnis verdrängen. Als Mutters 58. Geburtstag anstand, war ich davon überzeugt, es sei ihr letzter, und verfiel in schwermütige Stimmung. Diese ließ erst nach, als das Jahr vorüber war und sich meine Mutter bester Gesundheit und Schaffenskraft erfreute.

Ich habe mir später oft den Kopf über die zutreffenden Voraussagen des Tischchens zerbrochen. An Geister und Hexerei kann ich nicht glauben. Vielmehr stelle ich mir vor, dass jeder seinen Lebensablauf von der Geburt bis zum Tod in sich trägt. Vielleicht tritt dieses „Wissen“ durch irgendwelche physikalischen Vorgänge aus dem Unterbewusstsein heraus und wird preisgegeben. So ist

meine naive Idee. Sollte aber jemand darüber lachen und es besser wissen, lasse ich mich gerne belehren.

Inzwischen war der tschechische Oberförster, er hieß mit Familiennamen Otec, zu Deutsch „Vater“, ins Forsthaus eingezogen und hatte auch das Bürgermeisteramt übernommen. Er war ein stattlicher Mann mit einem imposanten, kastanienbraunen Vollbart, ein Mensch, der Wärme und Güte ausstrahlte, wie ein guter Vater eben. Den Herrn Lenz konnte er gar nicht leiden, das ließ er ihn auch spüren. So machte sich Herr Lenz, der nun überflüssig geworden war, eines Tages davon.

Herr Otec kam zweimal wöchentlich in die Gemeindekanzlei, um die Post zu unterschreiben. Die übrige Zeit arbeitete ich allein zu aller Zufriedenheit. Nur einen kommunistischen Briefträger gab es, dem ich ein Dorn im Auge war. Er wollte nicht akzeptieren, dass ich als Deutsche auf der Gemeinde selbstständig arbeitete und sogar die Befugnis hatte, die Dienstpost zu öffnen. Besonders seine eifersüchtige Frau schürte seinen Hass. Schließlich zeigte er mich bei der Sicherheitsbehörde in der Kreisstadt Prachatitz an.

Eines Tages kam der Sicherheitsreferent, nahm mir die Schlüssel der Kanzlei ab und befahl mir, auf der Stelle zu gehen. Ich war enttäuscht und wütend. Das also war der Dank für meine gewissenhafte Arbeit, die der Gemeinde im gesamten Umkreis den Ruf einer „Mustergemeinde“ eingebracht hatte. Dass dies einer Deutschen zu verdanken war, versuchte man natürlich zu vertuschen.

Weinend ging ich nach Hause und wusste nicht, was auf mich zukommen könnte. Da sah ich aus der Ferne einen Gendarmen und erstarrte vor Angst. Ich befürchtete, er würde mich holen. Der Sicherheitsreferent war nämlich der Meinung gewesen, dass ich die Frau eines Nazibonzen sei, die sich hier versteckt halte. Seine Nachforschungen in Mährisch-Ostrau hatten aber nichts ergeben, außer dass ich ein Dirndl und weiße Strümpfe getragen und mich so zu meinem Deutschtum bekannt hatte. Dies war allerdings aus tschechischer Sicht schon ein Vergehen.

► Fortsetzung folgt

Viktoria Schwenger:
Meine verlorene
Heimat
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-55455-1





▲ Die Buche liebt feuchte Sommer. Die Trockenheit in diesem Jahr hat dem „Baum des Jahres 2022“ sehr zugesetzt. Dennoch könnte er in Deutschland eine Zukunft haben: Sein genetisches Anpassungspotenzial gilt als hoch. Die nächste Buchengeneration könnte schon trockenheitstoleranter sein. Foto: gem

Verlierer des Klimawandels

Stress und Sonnenbrand: Buchen leiden besonders unter Trockenheit und Hitze

Deutschland ist Buchenland. Nirgendwo sonst findet diese Baumart so günstige Bedingungen. Doch der Klimawandel macht der Buche zu schaffen. Sie leidet unter Trockenstress und Sonnenbrand.

Es steht schlecht um sie – die Mutter des deutschen Waldes. Hitze, Trockenheit, Stürme, Brände und Borkenkäfer haben den Wäldern stark zugesetzt. „Die Buche war in diesem Sommer die am meisten gestresste Baumart und die Verliererin des Klimawandels“, berichtet Stephan Schütte, Leiter des Regionalforstamtes Rhein-Sieg-Erft bei Bonn. Der Baum, der Deutschlands Wälder über Jahrhunderte geprägt hat, leidet massiv unter Trockenstress.

Gut möglich, dass der Klimawandel den „Baum des Jahres 2022“ aus vielen angestammten Gebieten vertreiben wird, hieß es kürzlich bei einer Fachtagung von Waldexperten aus Nordrhein-Westfalen. Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald prognostiziert, dass die Buche auf trockenen Standorten verschwinden wird.

Spärliches Laub und abgestorbene Kronenteile sind die sichtbaren Zeichen, dass ihre Widerstandskraft geschwächt ist. Wenn aber die Kronen lichter werden, scheint mehr

Sonne auf die dünne Rinde. Die Buche bekommt Sonnenbrand, beschreibt Schütte den Mechanismus. Betroffen sind vor allem die älteren Exemplare. Eiche, Winterlinde und Hainbuche bereiten den Förstern weniger Sorgen.

Dabei ist die Buche pure Europäerin: Sie liebt feuchte Sommer und milde Winter. Von England bis in die Karpaten im Osten und von Skandinavien bis in die Höhenlagen Siziliens ist sie verbreitet. Deutschland ist Buchenland schlechthin. Würde man die Vegetation sich selbst überlassen, würde sie auf zwei Dritteln der hiesigen Waldfläche zur beherrschenden Baumart werden.

Im Wettbewerb ist die Buche deutlich im Vorteil. Unter ihrem dichten Kronendach können die meisten anderen Baumarten nicht gut überleben. Nur ihr eigener Nachwuchs kann gut und lange im Schatten überdauern.

Eine Erfolgsgeschichte

Immer wieder hat der Mensch ins Schicksal der Buche eingegriffen. In der letzten Eiszeit nur noch in einem Restgebiet Südeuropas erhalten, wurde sie vor 4000 Jahren der vorherrschende Baum in Europa. Eine Erfolgsgeschichte, weil der Mensch sein Vieh in den Wäldern weiden

ließ und sie für seine Felder rodete. Die Buche konnte nach und nach in die Wälder vordringen und Eichen, Ulmen und Linden verdrängen. In den zur Römerzeit ausgedehnten Urwäldern Germaniens war die Buche die vorherrschende Baumart.

Doch spätestens mit dem Beginn des Mittelalters und dem Ausbau von Siedlungen und Städten ging es den Buchen an den Kragen. Der Wald wurde so stark gerodet, dass im 18. Jahrhundert großer Mangel an Energie- und Bauholz absehbar war.

Große Aufforstungsprogramme wurden eingeleitet – vor allem mit Kiefern und Fichten, die deutlich schneller wachsen. Erst in den vergangenen drei Jahrzehnten gewinnen die Buchen wieder an Boden: Ihr Anteil liegt derzeit bei 16 Prozent, Eichen kommen auf 19 Prozent. Zum Vergleich: Die Fichte macht 25 Prozent aus, die Kiefer 23 Prozent.

Die Buche hat sehr hartes Holz. Es wird hauptsächlich im Möbelbau sowie für Fußböden und Treppen verwendet. Die Bucheckern dienten lange der Schweinemast und Ölgewinnung. Als Brennholz und zur Herstellung von Holzkohle wird seit der Bronzezeit am liebsten Buchenholz gewählt. Die Asche eignet sich als Dünger.

Zugleich hat sich die Buche einen Platz in der Kulturgeschichte erobert. Germanen sollen auf Buchenholzstäbe geritzte Runen als Orakel genutzt haben. Die Wörter „Buchstabe“ und „Buch“ sollen sich davon ableiten, wie bei den Gebrüdern Grimm nachzulesen ist.

Unesco-Weltnaturerbe

Fünf große deutsche Buchenwaldstandorte wurden 2011 in das Unesco-Weltnaturerbe „Buchenwälder“ aufgenommen. Reine Buchenwälder haben einen hohen ästhetischen Reiz und erinnern an Tempel und Kathedralen, besonders die Hallenwälder, in denen die Bäume gleich hoch gewachsen sind. Goethe vergleicht die Architektur des Straßburger Münster mit einem „hocherbahenen, weitverbreiteten Baum Gottes“, der Buche.

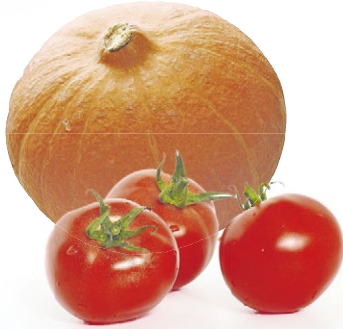
Trotz all der Negativnachrichten: Den Buchen kann geholfen werden, informiert die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald. Ihr genetisches Anpassungspotenzial gilt als hoch. Indem die vitalsten Bäume im Wald belassen würden, könne sich eine trockenheitstolerantere Buchengeneration bilden. Viele Waldflächen, von denen die Fichte sich zurückziehen wird, sind für Buchen gut geeignete Standorte. *Christoph Arens*



Kürbis-Tomaten-Auflauf

Zutaten:

2 EL Olivenöl
1 Knoblauchzehe
1 Zwiebel
300 g Hokkaido-Kürbis
400 g Tomaten
250 g Mozzarella
Salz, Pfeffer
Oregano
1 EL Thymianblätter
20 g geriebener Parmesan
1 Pr. Zucker



Fotos: gem

Zubereitung:

Den Kürbis putzen (schälen ist nicht notwendig), in 1 cm große Würfel schneiden. Knoblauch und Zwiebel fein hacken und in Olivenöl andünsten. Den Kürbis dazugeben, mit Salz, Pfeffer, Oregano und Thymian würzen und etwa 5 Minuten zugedeckt weich dünsten. Parmesan untermischen.

Den Tomatenstrunk entfernen und die Tomaten kurz in kochendes Wasser legen, die Haut abziehen und in Scheiben schneiden. Dann mit etwas Salz und Zucker bestreuen.

Den Mozzarella trockentupfen und ebenfalls in Scheiben schneiden.

Den Backofen auf 200 °C vorheizen.

Kürbis, Tomaten und Mozzarella abwechselnd fächerförmig in eine Auflaufform schichten und etwa 15 Minuten backen.

Guten Appetit!

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Rita Fuchs, 84032 Altdorf*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept.
Bitte geben Sie dafür Ihre Bankverbindung an.
Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost,
Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Verlosung

Ehefrau, Mutter und Star-Autorin

Vor 80 Jahren erschien Enid Blytons erster „Fünf Freunde“-Band. Die Abenteuer von Georgina (George), Julius, Dick, Anne und Hund Timmy begeistern bis heute Kinder rund um den Globus. Auch die beliebten Buchreihen „Dolly“, „Die schwarze Sieben“ sowie „Hanni und Nanni“ stammen aus ihrer Feder. Wer war die Frau, die so genau wusste, was Kinder gerne lesen?

Maria Regina Kaiser zeichnet in „Enid Blyton – Geheimnis hinter grünen Hecken“ den Lebensweg einer Ehefrau und Mutter nach, die ihre große Leidenschaft zum Beruf gemacht hat. Dabei wird deutlich: Mit Georgina, die lieber ein Junge wäre, gewährte Blyton auch einen Blick in ihre eigene Persönlichkeit.

Wir verlosen ein Exemplar der Romanbiografie über Enid Blyton. Schreiben Sie bis zum 28. September eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Enid Blyton“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Enid Blyton“ und Ihrer Postanschrift an nachrichten@suv.de. Viel Glück! *vf*

Information

„Enid Blyton – Geheimnis hinter grünen Hecken“, Maria Regina Kaiser, Südverlag, ISBN 978-3-87800-159-1, 22 Euro.



Sorge vor dem Winter

Was Verbraucher vor der Heizsaison tun können

Bei vielen Menschen wächst die Sorge, wie sie durch die nächste Heizperiode kommen sollen. Vor allem Hausbesitzer macht die drohende Gasknappheit Angst. Was Verbraucher jetzt tun können.

Wer mit Gas heizt, hat in diesem Winter ein Problem. Doch ein Wechsel der Heizungsart noch vor der kalten Jahreszeit ist nicht realistisch. Es gibt aber andere Schritte, die Heizungsbesitzer jetzt unternehmen können.

So arbeitet die Heizung effizienter:

1. In vielen Fällen ist eine professionelle Reinigung sinnvoll. Denn laut dem Portal „Intelligent heizen“ der Wirtschaftsvereinigung Gebäude und Energie erhöht schon eine Rußschicht von nur einem Millimeter den Energieverbrauch um bis zu fünf Prozent.

2. Ein hydraulischer Abgleich sorgt dafür, dass die optimale Wassermenge durch die Heizkörper läuft. So wird das Heizsystem besser auf die Wohnräume eingestellt. Der Energieverbrauch bei der Erwärmung von Heizkörpern soll sich Experten zufolge dadurch um bis zu 15 Prozent senken lassen.

Problem: Das Handwerk ist stark ausgelastet, Termine beim Fachmann sind nur schwer zu bekommen.

Was man selbst tun kann:

1. Eine gute Dämmung der Heizungsrohre bewirkt sehr viel. Offenliegende und nicht gedämmte Heizungsrohre und -ventile in unbeheizten Räumen wie im Keller können einfach selbst isoliert werden, indem man Dämmschalen über die Rohre stülpt. So geht weniger Energie auf dem Weg zum Wohnraum verloren. Laut der Verbraucherzentrale NRW lassen sich damit bis zu 200 Kilowattstunden Energie pro Meter Rohr einsparen. Die Kosten liegen bei drei bis zehn Euro pro Meter für Dämmmaterial aus dem Baumarkt.

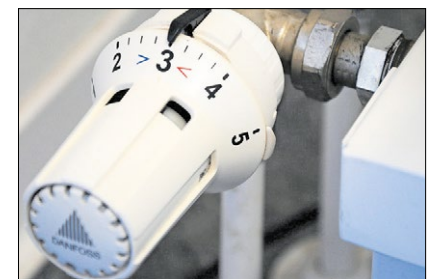
2. Kleinvieh macht auch Mist: die Heizung auf Sommerbetrieb umschalten, den täglichen Energieverbrauch beim Kochen, Waschen und Duschen herunterfahren – einzelne Maßnahmen sparen oft nur wenig Energie und Geld, aufsummiert sind aber durchaus mehrere Hundert Euro pro Jahr möglich.

Solaranlage, Pelletofen, Wärmepumpe: Sollte die Gas-Heizung ausgetauscht werden?

Der Wechsel oder die Ergänzung einer Gas-Heizungsanlage ist eine Maßnahme, die zwar mittel- bis langfristig Sinn macht, aber sie braucht genügend Vorlauf.

Bei den Ofenbauern liegen die Wartezeiten zum Teil bei einem Jahr, teils auch wegen Lieferproblemen. „Mit Ausbruch des Kriegs ist die Nachfrage explodiert“, erklärt ein Sprecher des „Zentralverbands Sanitär Heizung Klima“.

Die Umstellung auf einen anderen Energieträger oder die Ergänzung der bestehenden Öl- und Gasheizung, zum Beispiel um einen Pelletofen oder eine Solaranlage, benötigt eine ausreichende Planung und oft weitere Arbeiten. Für eine Wärmepumpe beispielsweise müssen die meisten älteren Gebäude erst fit gemacht werden. Je nach Zustand muss etwa die Dämmung von Dach, Fassade, Fenster oder Kellerdecke verbessert sowie Flächenheizungen eingebaut werden. *dpa*



▲ Die bevorstehende kalte Jahreszeit bereitet derzeit besonders Besitzern einer Gasheizung Sorgen. *Foto: gem*

Info

Heizlüfter sind keine gute Alternative

Die Verbraucherzentralen warnen vor der Anschaffung von Heizlüftern, um in der Energiekrise Geld zu sparen. Das sei ein Trugschluss, sagt die Vorsitzende des Verbraucherzentrale-Bundesverbands, Ramona Pop: „Man spart mit Heizlüftern kein Geld. Ganz im Gegenteil, man treibt die Stromrechnung in die Höhe“, mahnt sie. „Hinzu kommt die Gefahr, dass die Stromverteilnetze überlastet werden, wenn massiv Heizlüfter angeworfen werden.“

Auch die Energieunternehmen und die Bundesnetzagentur raten Verbrauchern davon ab, auf strombetriebene Heizgeräte zu setzen. „Elektronische Heizgeräte wie Heizlüfter, Radiatoren und Konvektoren sind nicht dafür gemacht, eine Heizung zu ersetzen, und sollten nur mit Bedacht eingesetzt werden“, sagte eine Sprecherin des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirtschaft. *epd*

„Unser täglich Brot“ für die Tonne

Trotz Bemühungen: Riesige Mengen an Lebensmitteln landen nach wie vor im Müll

In Deutschland – dem Land der Brotkultur – wandern Tag für Tag riesige Mengen an Backwaren auf den Müll. Trotz Engpässen bei der Getreideversorgung und steigender Preise für Lebensmittel. Es mehren sich die Rufe, dass sich daran etwas ändern muss.

Im Schnitt sind es allein 200 Brötchen. Ein Gegenwert von mindestens 70 Euro, der „abgeschrieben“ wird. Jeden Tag. In einer einzigen Filiale einer mittelständischen Bäckerei irgendwo in einer deutschen Großstadt. So berichtet es ein Mitarbeiter des Familienunternehmens, das inzwischen rund 50 Verkaufsstellen unterhält.

Was passiert mit diesen Brötchen, Semmeln, Schrippen, Wecken? „Vieles wird weggeworfen“, sagt der Mitarbeiter, der lieber anonym bleiben will, weil er seinen Job nicht verlieren möchte. Obstkuchen oder Artikel mit Fleisch „wandern meist direkt in die Tonne“. Ein anderer Teil der sogenannten Retouren werde zu Tierfutter verarbeitet.

Schließlich gebe es die Möglichkeit, Brot und Brötchen noch einmal zu verwenden, etwa bei der Produktion von Paniermehl. Nur einmal in der Woche verkaufe seine Filiale Brot von gestern, erzählt er weiter. Ach ja: Liegegebliebene Ware dürften er und seine Kollegen nach Feierabend natürlich nicht mitnehmen.

Etwas läuft schief

Die Deutschen sind stolz auf ihre Brotkultur. Seit 2014 ist sie sogar in das bundesweite Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes eingetragen. Kunden zwischen Flensburg und Passau können aus mehr als 3000 Sorten wählen. Aber irgendetwas läuft in der Backrepublik Deutschland offenbar seit einiger Zeit schief. Und zwar schon lange bevor der Ukraine-Krieg die Preise für Getreide in die Höhe trieb.

Der Hunger in Afrika und Asien nimmt wieder zu. Der Klimawandel stellt diese Art des Wirtschaftens endgültig in Frage. Und trotzdem landen hierzulande Brot, Kuchen und Semmeln auf dem Müll? Wer verstehen will, warum das so ist, bekommt es mit einigen Unbekannten in Statistiken zu tun. Mit Ministerien, die sich im Kampf gegen Lebensmittelverschwendung ausbremsen. Und mit einem äußerst launischen Wesen – dem Verbraucher.



▲ Ein Bäcker holt frische Brotlaibe aus dem Ofen. Wie viele davon landen am Ende des Tages wohl in der Tonne? Foto: gem

Was weiß man beim Zentralverband des Deutschen Bäckerhandwerks über die Retouren? Dazu gebe es keine Erhebungen, heißt es: „Die Retourenquote variiert je nach Unternehmenskonzept und Lage der Filialen.“ Entsprechend unterschiedlich sei der Umgang mit dem Thema. Das Spektrum reiche von „Spenden von Backwaren an gemeinnützige Einrichtungen“ bis hin zum Einsatz von Software, „die dabei hilft, eine Überproduktion von vornherein zu vermeiden“.

Schließlich verweist der Verband auf die seit Mai 2021 geltenden Leitsätze für Brot- und Backwaren. Sie erlaubten, deutlich mehr altes Brot für neuen Teig wiederzuverwerten: bis zu 20 Prozent. Einen Haken hat die Sache allerdings: Backwaren aus Selbstbedienungstheken etwa in Supermärkten sind von dieser Art der Wiederverwertung ausgeschlossen.

Dies wiederum könnte mit dazu beitragen, warum Back- und Teigwarenhersteller bei Lebensmittelabfällen mit 686485 Tonnen im Jahr zu Buche schlagen. Die Angaben stammen aus der „Baseline“-Studie des Thünen-Instituts. Sie beruht hauptsächlich auf Zahlen von 2015. Die Autoren weisen aber auch darauf hin, dass die Datenlage insgesamt sehr uneinheitlich sei.

Seit diesem Jahr muss Deutschland jährlich die EU-Kommission über die Lebensmittelabfälle unter-

richten. Für das erste Berichtsjahr 2020 hat das Statistische Bundesamt im Auftrag des Bundesumweltministeriums und des Umweltbundesamtes 10,9 Millionen Tonnen Lebensmittelabfälle gemeldet. Zur Berechnung dieser Mengen wurden laut Angaben der Statistiker bestehende amtliche Abfallstatistiken verwendet, die auf einer Befragung der Abfallentsorgungsanlagen beruhen. Das Problem: Einen eigenen Abfallschlüssel für Lebensmittel gibt es nicht, weswegen die Mengen durch zusätzliche Befragungen und Analysen ermittelt wurden. Wer soll da noch den Überblick behalten?

Zielvereinbarungen

Unterdessen peilt das Bundeslandwirtschaftsministerium an, die Nationale Strategie zur Reduzierung der Lebensmittelverschwendung von 2019 auszuweiten: „Insgesamt wird es darum gehen, die gesamte Lebensmittelversorgungskette so auszugestalten, dass keine Überschüsse anfallen“ – also vom Acker bis zum Verbraucher. Das soll im Rahmen von Zielvereinbarungen geschehen: „Weitere Maßnahmen, auch gesetzliche, werden geprüft.“

Dem WWF, der 2018 die Studie „Unser täglich Brot“ herausbrachte, ist das zu wenig. Die Organisation fordert von der Bundesregierung, „dass sie endlich den Beschluss des

Bundesrates zur Lebensmittelverschwendung vom 17. September 2021 aufgreift und entsprechend konkrete Umsetzungsvorschläge für eine gesetzlich verankerte Pflicht zur Reduzierung von Lebensmittelabfällen erarbeitet“.

Manche wollen nicht warten, bis der Gesetzgeber handelt. Vor dem „Restbrotladen“ der Hopfisterei am Münchner Viktualienmarkt etwa stehen mehr als ein Dutzend Menschen und warten auf Einlass. Verkauft wird dort seit 1979 die Produktion vom Vortag zu besonders günstigen Preisen.

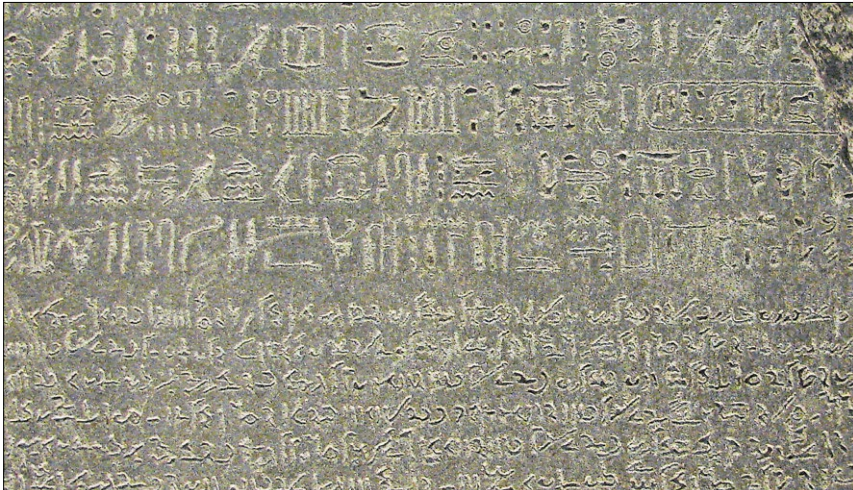
Gutes von gestern

Das Unternehmen weist eine rund 700-jährige Geschichte auf und hat sich auf die Herstellung von Öko-Backwaren spezialisiert. Durch das Angebot solle der Anteil an Retouren so gering wie möglich gehalten werden, erklärt Marketing-Leiter Thomas Lillpopp. Viele Ketten fahren ein ähnliches Konzept, oft unter dem Namen „Gutes von gestern“. Seitdem die Lebensmittel teurer geworden sind, ist laut Lillpopp die Nachfrage gestiegen.

Nachhaltig geht auch digital: „Too good to go“ (sinngemäß: Zu gut zum Wegwerfen) etwa wird vor allem in Städten intensiv genutzt: Bäckereien, Supermärkte oder Restaurants bieten in der App nicht verkaufte Brote und Kuchen, Obst und Gemüse oder Lebensmittel am Rande des Mindesthaltbarkeitsdatums sowie übrig gebliebene Speisen in Überraschungspaketen zu deutlich reduzierten Preisen an.

Der App-Nutzer bekommt alle aktuellen Angebote im Umkreis seines Standortes angezeigt, kann einen „Magic Bag“ reservieren, online zahlen und die Ware zu einem festen Zeitpunkt, meist kurz vor Ladenschluss, abholen. Nach Angaben des dänischen Start-Ups beteiligen sich in Deutschland inzwischen 14000 Anbieter.

Ein Umdenken scheint einzusetzen. Aber nach wie vor steht bei vielen Verbrauchern frische Ware hoch im Kurs. „Immer wieder wollen Kunden die Brötchen, die gerade aus dem Ofen kommen“, berichtet der Mitarbeiter der Bäckerei. Die Retouren, so seine Beobachtung, hätten während der Corona-Zeit sogar zugenommen. Der Konkurrenzkampf sei gnadenlos – und die Verbraucher erwarteten eine möglichst große Auswahl. Judith Bornemann



▲ Hieroglyphen (oben) und demotische Schrift auf dem Rosettastein.

Vor 200 Jahren

Hieroglyphen enträtselt

Jean-François Champollion machte in Paris Furore

Bei seinem Ägyptenfeldzug wurde Napoleon auch von Gelehrten begleitet, welche die versunkene Kultur der Pharaonen dem Vergessen entreißen wollten. Doch niemand mehr konnte die Hieroglyphen lesen. Bis Napoleons Soldaten 1799 im Nildelta einen beschrifteten Granitblock entdeckten.

Der 112 Zentimeter hohe Stein von Rosette gehörte zu einer Stele, errichtet 196 vor Christus zu Ehren eines Pharaos. Außergewöhnlich war seine dreisprachige Inschrift, eingraviert in Hieroglyphen, in Demotisch (der im Alltagsleben gebräuchlichen Schreibschrift des Ägyptischen) und auf Altgriechisch. Seit 1802 steht der Rosettastein als englische Kriegsbeute im British Museum.

Die Gelehrtenwelt nahm zunächst an, jede Hieroglyphe würde einem Wort entsprechen, so dass man den altgriechischen Text einfach den Hieroglyphen zuzuordnen bräuchte – ein naiver Irrtum! Mehr detektivisches Gespür bewies ein wissenschaftlicher Autodidakt, der am 27. September 1822 vor die Mitglieder der Pariser Akademie der Inschriften und der Literatur trat und einen sensationellen Durchbruch verkündete.

Jean-François Champollion, geboren 1790 als siebtes Kind eines armen Buchhändlers, wuchs im Chaos nach der Französischen Revolution auf. Die fehlende staatliche Schulbildung erhielt der Hochbegabte von seinem älterem Bruder Jacques-Joseph und aus dem Selbststudium altorientalischer Sprachen in dessen Privatbibliothek. Der Präfekt von Grenoble Joseph Foucher, Jacques-Josephs Arbeitgeber und einer der Leiter der Ägypten-

expedition, setzte die Champollions auf das Hieroglyphen-Rätsel an. Ihr größter Konkurrent war der englische Universalgelehrte Thomas Young, der direkt mit dem Stein arbeiten konnte, während Champollion lediglich eine spiegelverkehrte Kopie zur Verfügung hatte und zudem als Anhänger Napoleons unter der Bourbonen-Restauration seine Professur verlor.

Champollion Frage lautete: Wie konnten 1419 Hieroglyphen inhaltlich das Gleiche bedeuten wie 86 griechische Wörter? Damit entdeckte er die Komplexität der Hieroglyphen, die in manchen Fällen tatsächlich ganze Wörter darstellten, in anderen Fällen jedoch nur als Laute gelesen wurden. In einem Geistesblitz erkannte er: Die griechischen Namen wie Ptolemaios, Kleopatra, Berenike mussten in den Herrscher-Kartuschen extra buchstabiert werden, und so konnte er die Lautzeichen erraten!

Bei der Entschlüsselung anderer Hieroglyphen kamen Champollion seine Kenntnisse des nur noch als Liturgiesprache existierenden Koptischen zugute: So konnte er anhand des koptischen „Ra“ (Sonne) die Kartusche von Ramses identifizieren. Champollions Vortrag vom 27. September 1822 beeindruckte sogar Thomas Young. Doch bis dahin hatte Champollion noch keinen Fuß an den Nil gesetzt. Auf seiner Ägyptenexpedition sechs Jahre später holte er dies nach und konnte einzigartige Inschriften dokumentieren. Mit nur 41 Jahren starb Jean-François Champollion 1832 an einem Schlaganfall; sein Bruder Jacques-Joseph, dessen unschätzbare Anteil an den Entdeckungen oft vergessen wird, überlebte ihn bis 1867.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

24. September Rupert und Virgil

Im Jahr 787 wurde von der byzantinischen Kaiserin Irene das Zweite Konzil von Nizäa einberufen. Es regelte etwa im Bilderstreit die Verehrung von Ikonen, das Verfahren bei Bischofswahlen und erließ Bestimmungen gegen Ämterkauf und zur Weihe von Kirchen ohne Reliquien. Da außer orthodoxen Bischöfen auch Abgesandte der römisch-katholischen Kirche teilnahmen, war es ein Ökumenisches Konzil.

25. September Niklaus von Flüe

Vom damaligen bayerischen Ministerpräsidenten Max Streibl wurde 1992 das letzte Teilstück des Rhein-Main-Donau-Kanals eröffnet. So entstand eine durchgehende Schifffahrtsstraße zwischen der Nordsee bei Rotterdam und dem rumänischen Hafen Constanta.

26. September Kosmas und Damian

Zur ersten Kreuzfahrt der Geschichte brach 1872 die „Oceanic“ von Liverpool aus auf. An Bord befanden sich acht Passagiere und der Gründer des Kreuzfahrtunternehmens Thomas Cook. Er organisierte die ersten Pauschalreisen und wurde Marktführer der Tourismusbranche. 2019 wurde der gleichnamige Tourismuskonzern zahlungsunfähig.

27. September Vinzenz von Paul

Auf der Azoreninsel Faial brach 1957 der Vulkan Capelinhos aus. Im Ver-

lauf des Ausbruchs wurden 300 Häuser vollständig zerstört, 2000 Menschen mussten umgesiedelt werden. Viele emigrierten in die USA.

28. September Lioba, Wenzel

Donna Leon begeht ihren 80. Geburtstag. Ihr Roman „Venezianisches Finale“, 1992 erschienen, brachte der italienischen Krimi-Autorin eine späte Karriere. Seitdem hat sie Commissario Guido Brunetti jedes Jahr einen neuen Fall lösen lassen.

29. September Michael, Gabriel und Rafael

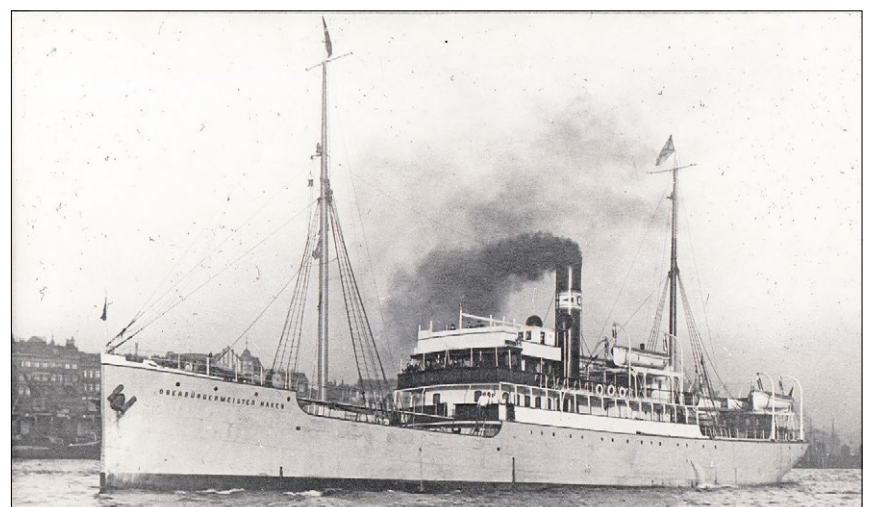
Mit der „Oberbürgermeister Haken“ verließ vor 100 Jahren das erste der sogenannten „Philosophenschiffe“ (Foto unten) den Hafen von Petrograd in Richtung Stettin. Wladimir Iljitsch Lenin, Vorsitzender der Bolschewiki, ließ auf diese Weise missliebige Intellektuelle ausweisen, was er als „langzeitige Säuberung Russlands“ bezeichnete.

30. September Hieronymus, Viktor

Mit 24 Jahren starb Therese von Lisieux 1897 an Tuberkulose. Als Ordensfrau lebte sie in strenger Klausur, wo sie unter Gottesferne, Angstzuständen und Depressionen litt und dennoch ihren „kleinen Weg der Liebe“ verfolgte. Therese von Lisieux wurde 1923 heiliggesprochen und 1997 zur Kirchenlehrerin erhoben.



Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Das Philosophenschiff „Oberbürgermeister Haken“ brachte Ärzte, Juristen, Professoren, Lehrer und Wissenschaftler, Ingenieure, Schriftsteller und Journalisten, die sich kritisch über die Regierung geäußert hatten, auf Lenins Befehl aus Russland. Die Abschiebungen erfolgten ohne Gerichtsverfahren, da den Abgeschobenen formell kein Vergehen anzulasten war.

SAMSTAG 24.9.

▼ Fernsehen

20.15 Sat.1: **Dumbo.** Weil er im Weltkrieg einen Arm verloren hat, muss Zirkusstar Farrier seine Karriere an den Nagel hängen. Künftig trainiert er das Elefantenbaby Dumbo. Fantasyfilm, 2019.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Schwester Gabriela Hesse.
14.00 Horeb: **Symposium** der Schülerkreise Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. aus Rom. Bis 18.30 Uhr.

SONNTAG 25.9.

▼ Fernsehen

👁 **9.00 ZDF:** **37 Grad Leben.** Anders ackern. Doku über junge Landwirte.
 👁 **9.30 ZDF:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche in Riezlern im Kleinwalsertal, Österreich. Zelebrant: Pfarrer Edwin Matt.
 👁 **15.30 Arte:** **„Salvator Mundi“ oder Der verschollene Leonardo.** Doku über das teuerste Gemälde der Welt.
 👁 **19.30 ZDF:** **Faszination Erde.** Spatzenhirne und Intelligenzbestien. Doku.
20.15 Bibel TV: **Abraham – Teil zwei.** Bibel-Verfilmung.

▼ Radio

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** „Du krönst das Jahr mit deinem Segen.“ Wachwerden für Gottes Schöpfung.
10.00 Horeb: **Papstmesse** zum Abschluss des Nationalen Eucharistischen Kongresses im süditalienischen Matera.

MONTAG 26.9.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Dolomiten in Gefahr?** Südtirol und der Massentourismus.
 👁 **20.15 ARD:** **Magische Momente der Natur.** Erstaunliches Tierverhalten.
 ▼ Radio
6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Johanna Vering, Langenberg. Täglich bis einschließlich Samstag, 1. Oktober.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Einmal Islamismus und zurück. Teil eins: Wie man hineingeraten kann. Fortsetzung am Dienstag.

DIENSTAG 27.9.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Theresienstadt und das Lager.** Maroder Gedenkort oder lebenswerte Stadt? Reportage.
 👁 **20.15 HR:** **Selbstversuch Pilgern.** Auf dem Jakobsweg von Fulda nach Frankfurt. Reportage.
 👁 **22.15 ZDF:** **37 Grad.** Guten Morgen Feierabend! Leben mit der Nachtschicht.
 ▼ Radio
10.00 Horeb: **Erschöpft nach Corona?** Ursachen und Behandlungsmöglichkeiten bei Post-Covid.

MITTWOCH 28.9.

▼ Fernsehen

👁 **19.00 BR:** **Stationen.** Angst vor Armut.
 👁 **20.15 NDR:** **Naturwunder Okavango.** Tierwelt im Süden Afrikas. Doku.
21.50 3sat: **Problemfall Demenz.** Neue Wege in der Pflege. Doku.
 ▼ Radio
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Entzauberung der Welt. Religion im säkularen Zeitalter von Nietzsche bis Habermas.

DONNERSTAG 29.9.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Rennen gegen die Zeit.** Affenpocken auf dem Vormarsch.
 👁 **22.45 WDR:** **Tabletten gegen Depressionen.** Helfen Antidepressiva?
 ▼ Radio
19.15 DLF: **Zeitzeugen im Gespräch.** Die Autorin und ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin Freya Klier.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Das Märchen von der bösen „Schulmedizin“. Esoterische Verschwörungserzählungen im Gesundheitswesen.

FREITAG 30.9.

▼ Fernsehen

11.00 3sat: **Familie mit ALS-Diagnose.** Trotz verkürzter Lebenserwartung wollen Dennis und seine Frau Daniela eine Familie gründen.
19.40 Arte: **Unser täglich Brot.** Natürlich und gesund backen. Reportage.
 ▼ Radio
19.15 DLF: **Auf den Punkt.** It's getting hot in here! Wie wir unsere Städte fit für den Klimawandel machen.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Foto: Pedro Brito Da Fonseca/Hans Lucas/13 Productions

Themenabend zu Afghanistan

Vor einem Jahr erlangten die Taliban die Macht über Afghanistan zurück, das sich 20 Jahre lang unter der Kontrolle westlicher Truppen befand. Der Flughafen Kabul wurde im August 2021 zu einem Rückzugsort, an dem sich Menschen vor dem neuen Taliban-Regime zu schützen versuchten. Im Dokumentarfilm „Kabul Airport – Flucht aus Afghanistan“ (Arte, 27.9., 20.15 Uhr) kommen Taliban, die westlichen Alliierten und die Zivilbevölkerung zu Wort. Danach erzählt die Dokumentation „Das Gesetz der Taliban“ (21.30 Uhr), wie die Terrorgruppe seitdem das „Islamische Emirat Afghanistan“ wiedereinführt.

Drama über eine Stasi-Doppelagentin

Deutschland, 1989: Saskia Starke lebt als Stasi-Agentin in West-Berlin. Sie ist mit einem Amerikaner verheiratet, hat mit ihm zwei Kinder und arbeitet offiziell in der amerikanischen Botschaft. Inoffiziell heißt das, sie arbeitet für den amerikanischen Geheimdienst CIA. Der Stasi ist es also gelungen, eine Agentin direkt beim Klassenfeind zu positionieren. Aber dann passiert etwas, womit vor Monaten noch niemand gerechnet hat: Die DDR ist im Begriff, sich aufzulösen. Das Drama „Wendezeit“ (3sat, 30.9., 20.15 Uhr) erzählt, wie das Leben der Doppelagentin, das von Anfang an auf einer Lüge gegründet war, zu implodieren droht.



Foto: Arte/Public Domain

Die Nachfahren der Kaiserin Elisabeth

Von wegen liebevolle Mutter: Kaiserin Elisabeth von Österreich ist mitunter das Gegenteil von dem, was die „Sissi“-Trilogie aus den 1950er Jahren zeigt. Nach der Hochzeit mit Franz Joseph steht Sisi unter Druck: Der Fortbestand der Dynastie hängt an ihr. Nach zwei Mädchen, Sophie und Gisela, sorgt sie mit der Geburt von Rudolf schließlich für einen Thronfolger. Daraufhin nimmt Sisi für zwei Jahre Reißaus. Ihre Kinder wachsen in dieser Zeit ohne sie auf und erkennen „die fremde Frau“ nach ihrer Rückkehr nicht. Die Dokumentation „Sisis Erben“ (Arte, 29.9., 20.15 Uhr) erzählt von den Nachfahren des Kaiserpaars.

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.



Schatzsuche in der Pyramide

Wo steckt nur die Trompete der schönen Nofretete? Auch nach 25 Jahren ist der Pharao so zerstreut wie eh und je. Er hat in seinem Leben viele Schätze gesammelt und unter seinen Pyramiden versteckt. Doch leider hat er vergessen, was er wo vergraben hat. Im beliebten Familienspiel „Der zerstreute Pharao“ von Ravensburger – zum 25-jährigen Jubiläum mit edler Silberfolie – bahnen sich die Spieler den Weg durch die Pyramiden, um die Schätze aufzuspüren.

Neben ein bisschen Glück ist ein gutes Gedächtnis gefragt. Denn zum einen muss man sich die Lage der verschiedenen Schätze einprägen, zusätzlich aber auch die Wege, die zu diesen führen. In der Jubiläumsausgabe gibt es eine neue Spielvariante: Zweimal im Spiel schlägt der Fluch der Sphinx zu und belegt einige Schätze mit einem bösen Zauber. Außerdem gibt es eine Solo-Variante.

Wir verlosen drei Spiele. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
28. September

Über einen „Hydro Max“ aus Heft Nr. 36 freuen sich:

Helga Lang,
86972 Altenstadt,
Marianne Pfaller,
86947 Weil.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 37 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Kanzelrede in der Kirche	ungarische Fürstendynastie	Volksgruppe in Südafrika	Gesellschaft für Musikrechte	ein dt. Geheimdienst (Abk.)	Lebenshauch	religiöses Lied	jüd. Gesetzesammlung	
Ost-europäer	6		grob, unfreundlich	5			1	
Bund Gottes mit den Menschen	Kose-name e. span. Königin		Karten-geber beim Poker		Kanton der Schweiz		fränk. Kloster-reformer, † 851	
an-wesend!	wasser-haltig							
rund, circa	Bier-produktions-betrieb							
Fürst im Orient								
Enthalt-samkeit beim Essen	Heilige Ordensschwester (Mutter)		bibli-scher Patriarch	Prärie-wolf Nord-amerikas	Ruinen-stätte im Irak	griechi-sche Unheils-göttin		
4			Mönchs-gewand				enthalt-samer Mensch	
nichts davon	Teil des Hub-schraub-ers					englisch: Rind-fleisch	Traubensaft	
				2				
			Süd-südost (Abk.)		helles Vulkan-gestein			
		8	Fluss in Italien	Diebes-gut			Zustim-mung (engl. Abk.)	
schlimm	kath. Gottes-dienst							
Fremd-wortteil: gleich			US-Schrift-steller, † 1849		nicht mager		3	

1	2	3	4	5	6	7	8
---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 8:
Vertrauen in die Zukunft
Auflösung aus Heft 37: **ASCHENPUTTEL**

T	D	S	U	R			
S	C	H	A	D	E	T	A
C	H	E	F	K	E	I	M
E	O	P	A	U	L	A	T
O	D	E				O	L
E	P	I	K			H	U
S	Z					F	L
E	I					N	R
A	S	E	R			A	L
E	A	M	E			I	C
J	E	A	N	E	D	A	R
R	V	I	S	O	E	D	U
D	E	A	L	S	A	C	R
I	N	B	E	I	S	L	K
O	S	T	E	R	N	T	A
E	I	R	E	S	I	M	E

„Ich habe jetzt alles entziffert. Hier steht: Zum Öffnen der Geheimtür lediglich den rechten Arm der linken Figur leicht herunterdrücken.“

Illustrationen: Jakobý



Erzählung

Eine Begegnung am See

Als der Radiowecker anging, war Jan Meeren schon lange wach. Er dachte an die erste Begegnung mit Gerit, seiner späteren Frau. An die Geburt seiner Töchter, Marie und Laura, und an seinen Beruf, der ihm großen finanziellen Erfolg brachte. Mit Laura hatte er Kontakt, mit Marie nicht mehr. Er war viel im Ausland gewesen. Seine Frau hatte sich liebevoll um die Kinder gekümmert, fühlte sich aber einsam. Eines Tages teilte sie ihm mit, dass sie ihn verlassen würde.

Jan öffnete die Augen, als ein paar Sonnenstrahlen ihren Weg durch den Rollladen gefunden hatten. Er schwang sich aus dem Bett. Draußen war es wolkenlos schön. Er blieb eine Weile am Fenster stehen, von wo aus er einen wunderbaren Blick auf das Tal hatte. Der lang gestreckte See lag etwas im Dunst, was ihn mehr erahnen als sehen ließ. Auf der anderen Seite des Tales konnte er schemenhaft die beiden Kurkliniken erkennen.

Das Haus am Berg hatte er vor fünf Jahren gekauft. Nach der Scheidung von seiner Frau hatte er sich beruflich verändert. Er hatte das gewerbliche Immobiliengeschäft im Ausland aufgegeben und nur noch die Vermittlung von Privathäusern übernommen. Damals sollte er das Haus am Berg über dem See vermitteln. Es gefiel ihm so gut, dass er es selbst kaufte. Und er hatte diese



Entscheidung nicht bereut. Leiseging er nach unten. Er wollte seine Tochter Laura, die spät in der Nacht angekommen war, nicht aufwecken. In letzter Zeit übernachtete sie öfter bei ihm, und er war froh darüber.

Es war halb zehn, als er sich mit dem Schäferhund Arras über den steilen Fußweg durch den Wald zum See aufmachte. Als er unten ankam, saß auf einer Bank eine Frau. Er wollte in Gedanken versunken vorbeigehen, als sie ihn ansprach.

„Gerit“, sagte er erstaunt. Sie lächelte. „Guten Morgen, Jan. Willst du dich nicht setzen?“ Er setzte sich

umständlich. „Wie kommst du hierher? Du siehst gut aus.“ „Danke, du auch, Jan. Nicht mehr so überarbeitet. Ich bin einige Tage hier zur Wellness. So sagt man doch heute. Ein Geschenk von Laura.“ „So ein Zufall, dass du ausgerechnet auf dieser Bank Platz genommen hast. Wenn du dich woanders hingewetzt hättest, wären wir uns nicht begegnet.“

Sie sah ihn an. „Es ist kein Zufall“, sagte sie. „Laura hat mir erzählt, dass du immer auf dieser Bank am See sitzt. Sie wollte, dass ich dich hier treffe.“ „Und du?“ „Ich habe gehofft,

dass du kommen wirst. Laura sagte mir, wie sehr du dich verändert hast. Warum erst jetzt, Jan?“ „Manche Dinge sieht man spät, aber vielleicht nicht zu spät. – Wie geht es Marie?“, fragte er. „Sie wird heiraten. Sie hat mich gebeten, mit dir zu sprechen. Sie möchte, dass du zu ihrer Hochzeit kommst. Du kommst doch?“ „Ja, wenn sie es möchte“, antwortete er langsam.

Jan Meeren schaute seine geschiedene Frau an, die, wie er von Laura wusste, keine neue Partnerschaft eingegangen war. Sie hatte noch immer diese wunderbaren hellblauen Augen, und sie schien überhaupt nicht älter geworden zu sein. „Wollen wir eine Runde um den See gehen?“, fragte er. „Ja, gern.“ Sie waren fast zwei Stunden unterwegs. „Ich bringe dich zur Kurklinik“, bot er an. „Nein, ich habe über vieles nachzudenken und würde gern alleine zurückgehen“, lehnte sie ab. „Aber morgen komme ich wieder zur Bank am See. Du kommst doch auch?“

„Ja“, sagte er, „ich werde bestimmt kommen.“ Er hätte sie gerne geküsst, aber er wagte es nicht. Aber beim Abschied drückte er sehr lange ihre Hand. Ich hab' mich wieder verliebt, dachte er. So richtig verliebt. Aber er wusste, dass er im Grunde genommen nie aufgehört hatte, seine Frau zu lieben.

Text: Paul Szabó;

Foto: gem

Sudoku

		2			1	8	7	4
	4	3	8	7	2			
5	8	7			3			9
			1	5	4	8	3	
8	1			9			2	7
3		6	7	2	8	5		
	2	1	8				9	
	5		9	7		1	6	2
9	6	3	1	5				4

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 37.

	8	4		6	5			
		2	3	9		8		
		9		1		4		7
9	3			7				
		5				6	2	3
6	2				3		8	
2			9		8		1	
1						5	4	
	4		5	1				2



©2022 by King Features Syndicate, Inc. Word rights reserved.

Distr. Bulls

1598

Hingesehen

Zum 1200-jährigen Bestehen der Welterbe-Stätte Kloster Corvey im westfälischen Höxter ist vorige Woche eine Silbermünze im Wert von 20 Euro (kleines Foto) erschienen. Die Deutsche Post hat eine Zehn-Cent-Erinnerungsbriefmarke zum Corvey-Jubiläum aufgelegt. Dazu gibt es zwei Sonderstempel: einen zur Ausgabe der Sammlermünze und einen zum offiziellen Jubiläumstakt am 25. September. Die Anlage nahe der Stadt Höxter geht auf ein im Jahr 822 gegründetes Kloster zurück. Der Abt der französischen Abtei Corbie hatte die Gründung einer monastischen Niederlassung im Weserland veranlasst. Das Kloster erhielt zunächst den Namen „Corbeia nova“, daraus entstand dann „Corvey“. Das karolingische Westwerk und die ehemalige Klostersiedlung wurden 2014 in die Weltkulturerbe-Liste der Unesco aufgenommen. epd



Fotos: gem; BVA/Hans-Joachim Wuthenow/Bundesfinanzministerium

Wirklich wahr

Das Erzbistum Freiburg (im Bild das Münster) hat als Reaktion auf die Energiekrise seine Energiesparempfehlungen ausgeweitet. So sollen Kirchenräume während der Gottesdienste in der Regel nur noch auf 10 Grad Celsius geheizt werden, heißt es in den Hinweisen an die Kirchengemeinden zwischen Bodensee, Schwarzwald und Odenwald.



„Es gilt: Temperieren statt Hochheizen“, so die Vor-

gaben. Allerdings handle es sich nur um Empfehlungen, die vor Ort angepasst werden könnten, sagte Generalvikar Christoph Neubrand.

Empfohlen wird, ab sofort alle Außenbeleuchtungen von Kirchen abzuschalten – wenn dem keine Sicherheitsbedenken entgegenstehen. Allein dadurch könnten je Kirche vielfach mehrere Tausend Euro pro Jahr gespart werden, heißt es in einer Beispielrechnung. KNA; Foto: gem

Wieder was gelernt

1. Welcher Orden legte den Grundstein für Corvey?

- A. Franziskaner
- B. Benediktiner
- C. Pallottiner
- D. Jesuiten

2. Wie viele Bücher umfasst die Bibliothek von Corvey?

- A. 26 000
- B. 47 000
- C. 74 000
- D. 122 000

Lösung: 18.2

Zahl der Woche

13,5

Millionen Fahrräder wurden 2021 in der EU produziert – elf Prozent mehr als 2020. Deutschland nahm mit 1,4 Millionen den vierten Rang hinter Spitzenreiter Portugal (2,9 Millionen), Rumänien (2,5 Millionen) und Italien (1,9 Millionen) ein. Dies teilte das europäische Statistikamt Eurostat in Luxemburg mit. Demnach stellten die EU-Staaten Estland und Irland offiziell kein einziges Fahrrad her. Berücksichtigt wurden unmotorisierte Zwei- und Dreiräder.

Im Jahr 2021 führte die EU Räder im Wert von knapp 1,9 Milliarden Euro ein und exportierte Räder im Umfang von 921 Millionen Euro. Dabei wächst der Markt von Elektrofahrrädern: Der Import stieg um 37 Prozent auf knapp 1,15 Milliarden Euro. Die Ausfuhr wuchs um 15 Prozent auf 315 800 Elektrofahrräder mit einem Gesamtwert von 488 Millionen Euro. KNA

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Ulrich Bobinger

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1.1.2022.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.



Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05

Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,15.
Einzelnummer EUR 1,90.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Lernen vom lächelnden Papst

Die Liebenswürdigkeit von Johannes Paul I. war Ausdruck einer geistlichen Haltung

Seine Seligsprechung vor wenigen Wochen hat mich wirklich sehr gefreut. Und ehrlich gesagt: Ich hatte auch schon lange darauf gewartet und gehofft. Denn seine Persönlichkeit fasziniert mich seit vielen, vielen Jahren. Als er starb, war ich 13 Jahre alt. Ich kann mich gut an die Bilder dieses lächelnden Menschen erinnern, die damals um die Welt gingen und große Bestürzung und Trauer auslösten. Als ich älter wurde, habe ich dann manches von ihm und über ihn gelesen. Ich fuhr an seinen Geburtsort Canale d'Agordo in den italienischen Dolomiten und nach Vittorio Veneto, wo er als Bischof gewirkt hat. In Venedig gedachte ich seiner Jahre als Patriarch, und wenn ich nach Rom kam, besuchte ich noch jedes Mal sein Grab in den Grotten des Petersdoms.

Unvergessene 33 Tage

Albino Luciani, der als Johannes Paul I. in das Licht der Weltöffentlichkeit getreten war, ging als der „lächelnde Papst“ in die Kirchengeschichte ein. Obwohl er nur 33 Tage im Amt war, erinnern sich viele an sein liebenswürdiges Auftreten. Einen Meteoriten hat man ihn genannt, der durch sein Lächeln die Menschenfreundlichkeit Gottes aufstrahlen hat lassen. Tatsächlich war das Lächeln Albino Lucianis Ausdruck einer geistlichen Haltung, die ich mit drei Grundworten charakterisieren möchte.

1. Selbstbewusste Bescheidenheit: Am Tag nach seiner Wahl sprach der lächelnde Papst beim Mittagsgebet



Unser Autor

Pfarrer Christian Hartl ist Bischöflicher Beauftragter für Geistliches Leben im Bistum Augsburg und Geistlicher Direktor des Exerzitienhauses St. Paulus.



▲ Sein gewinnendstes Lächeln zeigte Papst Johannes Paul I. im lebendigen Austausch, von dem es jedoch nur wenige farbige Aufnahmen gibt. Foto: KNA

auf dem Petersplatz über seine Namenswahl. Erstmals hatte sich mit ihm ein Papst für einen Doppelnamen entschieden. Er wollte an seine beiden großen Vorgänger erinnern. Er erklärte: „Ich besitze nicht die Herzengüte von Papst Johannes; auch fehlt mir die Gelehrsamkeit und die Kultur von Papst Paul. Aber ich bin nun mal an ihre Stelle getreten und will versuchen, der Kirche zu dienen. Ich hoffe, ihr alle helft mir mit eurem Gebet.“

Geerdet-Sein

Der Wahlspruch des lächelnden Papstes war das lateinische Wort „humilitas“. Im Deutschen übersetzen wir es in der Regel mit „Demut“. Aber dieser deutsche Begriff ist bei vielen negativ besetzt. Zu schnell und zu sehr denken sie an „Selbst-

aufgabe“ und „Unterwürfigkeit“. Im lateinischen Wort „humilitas“ aber ist der Humus enthalten – denn es geht um ein Geerdet-Sein. Und auch der Humor klingt an. Insofern ist wohl eher eine selbstbewusste Bescheidenheit gemeint.

Was heißt „glauben“?

Es geht darum, den Platz einzunehmen, auf den Gott uns geführt hat. Im Wissen um die eigenen Aufgaben und Stärken, aber auch um die persönlichen Grenzen und Schwächen – betend offen für Gottes Hilfe.

2. Gott vertrauen: In einer Mittwochsaudienz sprach der lächelnde Papst über den Glauben. Er erzählte sehr persönlich: „Als ich schon größer war, sagte meine Mutter zu mir: Als Kind warst du oft krank. Ich

musste dich von einem Arzt zum anderen tragen, ganze Nächte habe ich an deinem Bett gewacht. Glaubst du mir das? Wie hätte ich sagen können: Nein, Mutter, ich glaube dir nicht! – Freilich glaube ich, ich glaube, was du mir sagst, aber vor allem glaube ich dir. Und so ist es beim Glauben. Es geht nicht nur darum, zu glauben, was Gott geoffenbart hat, sondern an ihn zu glauben, der unseren Glauben verdient, der uns so sehr geliebt und so viel aus Liebe zu uns getan hat.“

Der glaubende Mensch lebt in einem Vertrauensverhältnis. Er vertraut dem Gott, der „wie ein guter Vater und eine liebende Mutter“ ist.

Frohmachende Botschaft

3. Heitere Gelassenheit: In einer anderen Mittwochsaudienz sprach Papa Luciani ausdrücklich über das Lächeln: „Der heilige Thomas von Aquin reiht unter die Tugenden auch die ‚iucunditas‘ ein, das heißt, die Fähigkeit, das, was man gehört und gesehen hat, soweit möglich in fröhliches Lächeln zu verwandeln (...) Wenn er das Scherzen und Zum-Lächeln-Bringen zur Tugend erklärt, befindet sich der heilige Thomas im Einklang mit der ‚frohen Botschaft‘, die Christus gepredigt hat, und mit der ‚hilaritas‘, dem Frohsinn, wie ihn der heilige Augustinus empfiehlt. Damit überwand er den Pessimismus, bereicherte er das christliche Leben um die Freude und lud uns ein, nicht zuletzt aufgrund der gesunden, reinen Freuden, auf unserem Weg Mut zu fassen.“

Solche und andere Worte des neuen Seligen regen dazu an, den Glauben in einer sehr liebenswürdigen Weise zu leben. Auf dass gilt, was Papst Franziskus bei der Seligsprechung formuliert hat: „Schön ist eine Kirche mit einem lächelnden Gesicht, eine Kirche, die ihre Türen nie verschließt.“ Christian Hartl

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf der Priesterausbildungshilfe e.V., Bonn. Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf „Marsch für das Leben“ von Bundesverband Lebensrecht e.V., Berlin. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Die Schrift nicht kennen heißt
Christus nicht kennen.
Hieronymus

**— DIE —
B I B E L
L E B E N
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 25. September
26. Sonntag im Jahreskreis
*... der allein die Unsterblichkeit besitzt,
der in unzugänglichem Licht wohnt.*
(1Tim 6,16)

Gott allein? Ist wirklich nur er unsterblich und für uns unzugänglich? Ja und nein. Aus eigener Kraft können wir keine Beziehung mit ihm aufbauen. Er muss den Anfang machen, und in der Beziehung schenkt er uns Anteil an allem, was ihm gehört.

Montag, 26. September
Nackt kam ich hervor aus dem Schoß meiner Mutter; nackt kehre ich dahin zurück. Der HERR hat gegeben, der HERR hat genommen; gelobt sei der Name des HERRN. (Ijob 1,21)

Ijob steht für jeden Menschen, der leiden muss. Er fasst sein Leben in wenigen Worten zusammen. Am Anfang und am Ende ist eigentlich alles gleich: Der Mensch ist nackt. Nichts bleibt, mit Ausnahme dieser Worte, für die Ijob sich frei entscheidet: „gelobt sei der Name des HERRN!“

Dienstag, 27. September
Warum schenkt er dem Elenden Licht und Leben denen, die verbittert sind? Sie warten auf den Tod, doch er kommt nicht. (Ijob 3,20f)

Leuchtendes, strahlendes Licht steht hier symbolisch für das Leben. Warum schenkt Gott es ausgerechnet einem verbitterten Menschen voller Schmerzen? Im weiteren Verlauf des Buches Ijob sehen wir, wie Gott auf diese drängende Frage antwortet: Gottes Licht leuchtet weiterhin in Ijob. Es bringt ihm seine Schmerzen ständig ins Bewusstsein. Und doch weist genau dieses Licht auf den tieferen Sinn des Daseins hin und verbindet Ijob damit – für immer.

Mittwoch, 28. September
Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes! (Lk 9,60)

Eine Berufungsgeschichte. Das Leben, in das der Berufene hineingehen soll, ist radikal anders. Es kann nicht gleichzeitig mit dem bisherigen Leben gelebt werden.

Donnerstag, 29. September
Hll. Erzengel Michael, Gabriel, Rafael
Natánaël sagte zu ihm: Woher kennst du mich? (Joh 1,48)

Die erste Begegnung mit Jesus birgt für Natánaël eine Überraschung. Er hat Jesus noch nie gesehen, und doch fühlt er, dass Jesus ihn kennt, ihn gesehen hat. Jesus, das wahre Licht der Welt (vgl. Joh 1,9) hat immer schon über Natánaël geleuchtet, hat ihn angestrahlt und erkannt.

Freitag, 30. September
Wo ist der Weg zur Wohnstatt des Lichts? (Ijob 38,19)

Gott stellt diese Frage an Ijob, der immer noch leidet und im Gebet mit Gott ringt. Ist es nicht eine Frage, die jeder von uns zutiefst

in sich trägt? Sobald Gott sie uns stellt, wird sie drängender und setzt uns in Bewegung ...

Samstag, 1. Oktober
Ich habe geredet, ohne zu verstehen, über Dinge, die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind. (Ijob 42,3)

Nach einer heftigen, emotionsgeladenen Aussprache mit Gott gibt Ijob sich keinesfalls geschlagen. Gott hat recht. Gut so! Ijob empfindet es nicht als Niederlage. Nein. Er fühlt, dass das, was zu wunderbar und unbegreiflich ist, doch ganz und gar für ihn da ist. Und so vertraut er sich ihm an.



Schwester Benedikta Rickmann ist promovierte Theologin und kontemplative Dominikanerin im Kloster Heilig Kreuz Regensburg.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigen Preis von **EUR 72,00** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



Für nur 1 Euro mehr!